

Predigten und Andachten

Schlachter, Franz Eugen

Vorwort

Wieder einmal ging ein Jahr vorüber, und wir befinden uns am Ende des Jahres 2020 – Zeit, einige Bücher noch aufzuarbeiten, die ich Euch anbieten möchte.

Dieses Jahr hat uns allen eine Menge abverlangt – doch Gott hat uns hindurchgetragen.

Für mich persönlich bot die Zeit, die ich gewonnen habe, die Gelegenheit, einige neue Bücher zu erstellen. Gleichzeitig überarbeite ich viele der alten Bücher, sei es, um Fehler zu beheben oder neue Inhalte hinzuzufügen. Zunächst möchte ich die bestehenden Autorenbücher bearbeiten, danach sollen dann die Bücher zum Kirchenjahr, die Andachtsbücher und 1-2 neue Reihen aktualisiert werden.

Vielleicht hat aber auch der eine oder die andere Lust, mitzumachen und neue Bücher zu erstellen – spricht mich einfach an.

Euch allen wünsche ich Gottes reichen Segen und dass Ihr für Euch interessante Texte hier findet. Für Anregungen bin ich immer dankbar.

Gruß & Segen,

Andreas

Schlachter, Franz Eugen - Der Tod Moses

5. Mose, Kapitel 34

Mose stirbt 120 Jahre alt, wie die Schrift sagt, „auf den Befehl des Herrn.“ Dieser Befehl ist uns bekannt. Er wird 5. Mose 32, 48-52 zum letzten Mal wiederholt, unmittelbar bevor Mose den Stämmen Israels den Abschiedssegens gibt. „Steig auf das Gebirge Abarim und stirb auf dem Berge, auf den du steigen wirst!“ befiehlt ihm der Herr und begründet diesen Befehl noch einmal mit Angabe des Grundes, warum Mose das Land Kanaan nur sehen und nicht hinein kommen durfte: „Darum, weil ihr (Aaron und du) euch versündigt habt unter den Kindern Israels bei dem Haderwasser zu Kades in der Wüste Zin, da ihr mich nicht geheiligt habt unter den Kindern Israels.“ Wohl mochte Mose auch an sich selbst denken, wenn er im 90. Psalm klagt: „Das macht Dein Zorn, daß wir so vergehen und Dein Grimm, daß wir so plötzlich dahin müssen, denn unsere Missetat stellst Du vor Dich, und unsere unerkannte Sünde in das Licht Deines Angesichts.“ Wenn Gott die scheinbar kleine Sünde seines Knechtes mit früherem Tode bestraft, ist es dann zu verwundern, daß Er so viele von denen aus Israel, die Seinem Munde widerspenstig gewesen sind, so plötzlich dahingerafft hat?

Obwohl nun aber Mose in diesem Stück den Zorn des Herrn zu fühlen bekam (5. Mose 3, 26), daß er sein Leben beschließen mußte vor dem Einzug Israels in Kanaan, so trägt doch sein Ende nicht im Geringsten den Stempel eines Strafgerichts. Mose nahm nicht ein Ende mit Schrecken, wie so viele von denen, die zum Tode in der Wüste verurteilt worden sind; er starb nicht in der Wüste, sondern auf dem Berg, auf dem ihm das schöne Erbteil Israels entgegenwinkte. Sein Tod war kein trostloser Abschied, er schloß seine Augen mit hoffnungsvollem Blick in das Königreich des Herrn. Voll lebendiger Hoffnung stirbt der Knecht des Herrn. Sein Blick über daß ganze zukünftige Besitztum Israels ist ein wahrer Glaubensblick. Er sieht im Geiste dieses Volk, wie es siegreich auf den Höhen Kanaans einherschreitet; er sieht, wie Jehova König unter ihnen ist und in ihrer Mitte dort auf den Bergen von Jerusalem wohnt. Was will er mehr? Nun läßt der Herr seinen Diener in Frieden fahren, nach-dem seine Augen das Heil Israels gesehen haben. Wurde ihm auch nicht jeder Wunsch erfüllt, so ist es doch gewiß, daß Mose zufrieden stirbt. Und wenn am Ende einem Menschen gar nicht jeder Wunsch er-

füllt worden ist, ja nicht einmal der sehnlichste Wunsch, den er gekannt, wenn er am Ende nur zuletzt nach mühevoller Wanderung sein Haupt im Frieden niederlegen kann, so ist er nicht zu bedauern, selbst wenn er wie Mose das Ziel nicht erreicht, das er sich gesteckt hat. Für Mose hat also der Tod keine Bitterkeit, trotzdem er in einem gewissen Sinne auch für ihn ein Sold der Sünde ist. Auch bei uns wird es so sein, wenn wir wie Mose sterben werden in dem Herrn. Auch unser Tod wird ein Sold der Sünde sein, der uns nicht erspart werden kann. Es mag sogar ähnlich wie bei Mose der Tod eines Gläubigen auf sein besonderes Verschulden zurückzuführen sein, und doch darf man angesichts desselben getrost ausrufen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“. Denn sterbe ich trotz meiner Sünden im Glauben an den Herrn Jesus Christus, der dem Tode ein Gift und der Hölle eine Pestilenz sein will, so bin ich des ewigen Lebens gleichwohl gewiß. Denn der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserem Herrn. Der Tod nimmt dem Gläubigen nur sein leibliches Leben, während Christus ihm dagegen das ewige Leben gibt und zu ihm spricht: „Wer überwindet, dem soll kein Unrecht geschehen von dem anderen Tod.“ Der leibliche Tod vollzieht an dem Gläubigen sein Recht ebenso gut, wie an jedem anderen Menschenkind, das wieder zur Erde werden muß, davon es genommen ist. Aber der andere Tod hat an diejenigen kein Recht, die durch Christus davon erlöst worden sind. Je lebendiger diese Gewißheit ist, je mehr sie die Bitterkeit des Todes vertreibt, desto seliger wird auch das Ende des Gläubigen sein.

Spurgeon legt hierfür ein beachtenswertes Zeugnis ab, wenn er am Schluß einer seiner Predigten sagt: „Brüder, wenn ihr wißt, daß ihr das ewige Leben habt, so seid ihr bereit zu leben und bereit zu sterben. Wie oft werde ich doch an das Sterbebett eines unserer Gemeindeglieder gestellt! Schon hie und da habe ich zu mir selbst gesagt: „Ich werde gewiß einmal irgendwo ein Verzagtes treffen, es wird mir wohl hier und dort ein Kind Gottes begegnen, das in geistiger Umnachtung stirbt. Aber noch nicht eins habe ich getroffen! - Brüder, es ist ja möglich, daß ein Kind Gottes in der Verdunklung stirbt und trotzdem selig ist. Völlige Gewißheit ist nicht die Bedingung zur Seligkeit. Dennoch, merkt euch das, habe ich die vielen Jahre hindurch jedesmal gefunden, wenn ich ans Sterbebett eines Bruder oder einer Schwester aus unserer Gemeinde gekommen bin, daß sie mit der sicheren und festen Hoffnung, das Angesicht des Herrn in Herrlichkeit zu sehen, aus diesem Leben geschieden sind. Ich habe mich gewundert, daß dies so ausnahmslos der Fall gewesen ist und

hebe es rühmend hervor. Sie haben oft zu mir gesagt, wenn sie gestorben sind. „Wir haben so gute Nahrung erhalten, daß wir wohl stark sein dürfen in dem Herrn!“ Ein Bruder sagte auf dem Sterbebett zu mir; „Ich zweifle nicht an meiner ewigen Seligkeit. Diese ganze lange und schmerzhafteste Krankheit hindurch wurde mir mein Anteil an Christus durch keinen Schatten von Zweifel in Frage gestellt. Ich habe in Wahrheit völlige Seelenruhe genossen, während dieser Zeit; und, setzte er hinzu, “ das ist auch nichts als recht bei uns, die wir dem herrlichen Evangelium lauschen dürfen, denn die geistliche Nahrung, die wir erhalten, ist gut. Ich habe Sie nicht dreißig Jahre lang gehört und von der Bundestreue Gottes vernommen, um mit einer bloß zitternden Hoffnung zu sterben. Ich weiß, an wen ich geglaubt habe und bin gewiß, daß er bewahren kann, was ich ihm anvertraut.“ Aus diesem Beispiel geht hervor, daß es die Gewißheit des ewigen Lebens ist, welche die Bitterkeit des Todes vertreibt. Mose stirbt getrost, denn er ist gewiß, daß Israel sein Erbteil erlangen wird, das ihm der Herr zugeschworen hat.

So angenehm, kann ihm der Tod nicht schwer gefallen sein. Gern schickte er sich zur letzten Reise an. „Mose stieg von der Ebene Moabs auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Pisga“. Wir können uns freilich denken, daß diese lange Reise dem alten Mann beschwerlich war. Bergbesteigungen nimmt ein alter Mann nicht mehr zum Vergnügen vor und Mose machte diese Reise notwendigerweise ganz allein: Der Abschied vom Volk, das ja wußte, weshalb er ging, tat ihm selbst noch weher als dem Volk, das ihn doch dreißig Tag lang beweint hat. So mag auch unser Todesgang eine letzte beschwerliche Reise sein, dazu ein anderer uns gürtet und führt, da wir nicht hin wollen. Wird uns aber auch vielleicht eine letzte schwere Krankheit und ein harter Todeskampf erspart, so betreten wir doch sicherlich wie Mose die Todesbahn allein, und es ist Niemand von den Unsrigen, der mit uns kommt. So war es bei Mose, und doch ging er gerne den steilen Berg hinan. Wartete doch dort oben der Herr auf ihn und nahm ihn in seine Arme auf. Er wußte, daß wenn er oben angekommen sei, so habe er auch den letzten Staub von seinen Füßen, den letzten Schweiß vom Angesicht gewischt um fortan mit den Herrn allein zu sein; freute er sich wohl nicht darauf?

Dort oben störte ihn niemand mehr im Umgang mit seinem Herrn. War es ihm einst in den 40 Tagen auf dem Berg Horeb so wohl gewesen, wie dachte er, muß es sein, wenn die Gemeinschaft mit dem Herrn ewiglich kein Ende nimmt. Was ihm der Herr einst noch versagt hatte, das stand

ihm nun bevor; er sollte das Angesicht des Herrn schauen, der ihm einst gesagt hatte: „Kein Mensch wird leben, der mich sieht“.

Dieses Wort gibt uns eine Andeutung über Moses Todesart. Mose kann nicht an einer Krankheit gestorben sein, ebenso wenig an Altersschwäche, wenn es von ihm heißt: „Seine Augen waren nicht dunkel geworden, und seine Kraft nicht gewichen“ Vers 7. Woran starb er denn? Die jüdischen Ausleger sagen: „An einem Kuß von dem Mund des Herrn“. Diese liebliche Vorstellung stützt sich auf das wörtliche Verständnis von V. 5, wo es im Hebräischen heißt: „Und es starb daselbst Mose, der Knecht des Herrn, im Lande der Moabiter an dem Mund des Herrn.“ Das ist aber eine hebräische Redeweise und bedeutet soviel als: „Auf den Befehl des Herrn“ oder „nach dem Wort des Herrn.“ Immerhin kommt jene jüdische Auslegung der Wahrheit ziemlich nahe. Mose ist ohne Zweifel des alllieblichsten und leichtesten Todes gestorben, den ein Mensch sterben kann; er ging im Anblick des Herrn seines Gottes sozusagen un bemerkt hinüber in die Ewigkeit. Der Herr hat ihm den Wunsch erfüllt, den Mose einst auf dem Berg ausgesprochen hat, Er hat ihm seine Herrlichkeit gezeigt, aber nach des Herrn Voraussage war dieser Anblick seiner Herrlichkeit für den Menschen zugleich der Tod. Aber o, was für ein seliger Tod ist das, sterben an dem Anblick des Herrn, wobei der Tod sozusagen nur zu einem Versinken im Meer der göttlichen Liebe und des ewigen Lebens wird! Wer so stirbt, der stirbt wohl; er schmeckt des Todes Bitterkeit ja kaum, er merkt es kaum, daß er wirklich stirbt, weil sein Tod der Übergang zu einer höheren Stufe des Leben wird. Daß Mose jedoch dem Leibe nach wirklich gestorben ist, geht aus der Bemerkung hervor, daß der Herr ihn begraben hat. Der Herr begrub ihn selbst oder ließ es durch seine Engel tun. Das beweist, wie auch der Leib seiner Heiligen Ihm teuer ist, da daß Er ihn zu Auferstehung aufbewahrt. Er ließ Niemanden wissen, wo Mose begraben sei, und das war gut, sonst hätte man das Grab am Ende noch zum Gegenstand abergläubischer Verehrung gemacht.

Die erste Sabbatfeier im Paradies

Siehe 1. Mose Kapitel 2

Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß die biblisch Schilderung des Paradieses mit der Erzählung von Gottes Sabbatruhe eingeleitet wird. Soll damit nicht gesagt werden, daß die Sabbatruhe etwas Paradiesisches ist? Kein Wunder, sieht die Erde an einem schönen Sonntagmorgen oft so paradiesisch aus, wenn der Sabbat aus dem Paradiese stammt! Der Mensch

ist längst vertrieben aus dem Paradies, es selbst ist von der Erde spurlos verschwunden, aber Gott gab ihm als Erinnerung an dasselbe den Sabbat mit, der noch heute eines der herrlichsten Kleinode und der größten Wohltaten für den Menschen ist.

Der paradiesische Ursprung des Ruhetages erinnert uns vor allem daran, daß derselbe keine bloß jüdische Einrichtung, sondern eine Schöpfungsordnung Gottes ist. Man entschuldigt seine Sonntagsentheiligung unter den Christen zuweilen mit der Ausrede, der Sabbat sei etwas Gesetzliches. Es ist wahr, das Gesetz hat die strenge Sabbatfeier geboten, aber Gott hat den Ruhetag nicht erst am Sinai, sondern schon im Paradies eingesetzt. Und Er hat ihn dort nicht nur den Juden, sondern der ganzen Menschheit geschenkt. Also ist der Ruhetag auch ein göttliches Geschenk, das der ganzen Menschheit gehört. Also ist der Ruhetag auch ein göttliches Geschenk, das der ganzen Menschheit gehört. Jeder Mensch hat ein Recht auf den Ruhetag. Und zwar erlaubt ihm Gott, daß er nicht nur alle 14 Tage, sondern alle 7 Tage Sabbat feiern darf. Der siebentägige Ruhetag ist ein von Gott verordnetes allgemeines Menschenrecht, das jedermann sich selbst und andern gönnen soll und das keine dem andern verkürzen darf.

Wenn der Schöpfer diese Einrichtung traf, so wußte Er warum. Regelmäßige Ruhe ist eine Notwendigkeit für den Menschen, für Leib, Seele und Geist. Der Mensch sollte darum den Ruhetag nicht als eine Last empfinden, sondern als eine Lust; der Sabbat ist nicht eine gesetzliche, sondern eine gnädige Einrichtung. Er soll eine Wohltat für den Menschen sein. Wenn der Mensch daher diese Schöpferordnung übertritt, so schädigt er sich selbst. Der Leib des Menschen bedarf alle 7 Tage einer Ruhezeit. Zur Zeit der Französischen Revolution verwandelte man die Gottesordnung und setzte einen Ruhetag auf je 10 Tage fest. Aber diese eigenmächtige menschliche Einrichtung bewährte sich nicht; das Bedürfnis des Menschen nach dem Ruhetag stellte sich nach 7 Tagen schon wieder ein. Und so sehen wir, daß, wo man Sonntags arbeitet, da wird oft Montags „Blau“ gemacht. Die Schöpferordnung ist eben der menschlichen Natur eingepflanzt. Der Ruhetag aber ist nicht nur dem leiblichen Bedürfnis angepaßt, sondern eine Einrichtung, ohne welche das geistliche Leben nicht gedeihen kann. Wir bedürfen eines Tages, an dem wir von der Arbeit, die uns oft so sehr in Anspruch nimmt, zu uns selbst kommen können, um ungestört uns zu versenken in die Gemeinschaft mit Gott. Ohne das entfernt sich der Mensch immer mehr von der lebendigen Quelle, wird entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist und bekümmert

sich schließlich gar nicht mehr um sein Seelenheil. Darum kann man wohl sagen: Kein Sonntag, kein Mensch und noch viel weniger ein Christ.

Die Menschen brachten ihren ersten Sabbat im Paradiese zu. Ist das vielleicht ein Wink für uns, wo man den Ruhetag am besten feiern kann? Jedenfalls im Paradies; so sehen wir denn noch heute, wie ein Jeder den Ruhetag möglichst in seinem Paradiese zubringen will. Da fragt es sich aber nun, worin das Paradies eines Menschen besteht. Du kannst ziemlich sicher sein, da wo du einen Menschen den Sonntag zubringen siehst, da findet er sein Paradies. Kein Wunder, sind an den Sonntagen die Wirtshäuser so angefüllt, denn diese gelten in der Tat vielen als das Paradies, höher hinauf als über den Wirtstisch geht ihr Verlangen nicht. In China steht ein Wirtshaus, das den Namen „Gasthaus zur himmlischen Glückseligkeit“ trägt, aber man braucht nicht bis in den fernen Osten zu gehen, man findet auch bei uns Wirtshäuser, die man „Paradies“, nennt. Warum denn nicht? Auch dort fließen ja Ströme wie im Garten Eden und für Schatten ist ebenfalls gesorgt, für Bäume und Menschen, die lustig anzusehen sind; Herz, was begehrt du mehr? Aber nein, es gibt doch auch noch Leute mit besserem Geschmack; sie finden ihr Paradies in Gottes freier Natur; da bringen sie denn auch ihren Sonntag zu, muß man nicht sagen, daß diese Leute der ursprünglichen Sabbatfeier am nächsten stehen? Ja, wäre nur die Erde ein Paradies, dann möchte es also sein. Aber wo ist der Wald, wo ist die Flur, wo ist der Garten, und wäre es auch der herrlichste Park, den man ein Paradies nennen darf? Man muß doch sehr oberflächlich urteilen, wenn man irgend einen schönen Park mit dem Garten Eden vergleichen will. Das Paradies war eben nicht nur ein schöner Garten, sondern eine Pflanzung des Herrn. Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen, da aber dieser Garten nicht mehr vorhanden ist, müssen wir uns fragen: welches ist nun die Pflanzung Gottes in welcher man am besten den Sabbat zubringen kann? Der Apostel schreibt der christlichen Gemeinde zu Korinth: „Ihr seid Gottes Ackerwerk“ (1. Kor 3.9). Und wir dürfen wohl sagen, auch wenn die Zustände der christlichen Gemeinde gar nicht immer paradiesische sind, daß die wahre Gemeinde Christi doch der Garten Gottes auf Erden ist. Sie besteht aus den Pflanzen, die der himmlische Vater gepflanzt hat, sie ist wie einst das Paradies abgegrenzt von der übrigen Welt, sie soll es wenigstens sein, und auch in ihrer Mitte, wie einst im Paradies steht der Lebensbaum, Jesus Christus der Gekreuzigte und Auferstandene und Sein Wort. Durch sie fließt der Strom, der diesen Garten trinkt, der

Strom des Geistes, von welchem Jesus spricht, daß er vom Leibe derer, die an ihn glauben, fließt. Gibt es einen besseren Ort für das Gotteskind, wo es seinen Sabbat zubringen kann, als die Gemeinde des Herrn, die Sein Garten ist? Zwar ja, wir sehen noch nicht aus wie ein Garten Gottes, gerade darum ist es aber nötig, daß jede einzelne Pflanze in die göttliche Pflege kommt, damit sie dann einst fähig sei, versetzt zu werden in das himmlische Paradies.

Die Menschen nahmen bei ihrer ersten Sabbatfeier an der Ruhe Gottes teil. Man kann nicht sagen, sie hatten die Ruhe verdient, denn sie hatten noch nichts getan. Sie ruhten mit Gott im Anblick seiner Werke aus. Das soll uns daran erinnern, daß es auch für uns eine noch viel bessere Ruhe als diejenige von unseren Werken gibt. Wohl ist es wahr, daß nur der Mensch den Sabbat recht zu würdigen weiß, der die Woche hindurch seine sechs Tage gearbeitet hat; aber wir wollen daran denken, daß es noch eine andere Ruhe gibt, die man sich nicht durch seine eigenen Werke erwirbt, die man vielmehr nur im Anblick der Werke Gottes oder genauer gesagt, des Werkes Christi finden kann. Denn Jesus ruft uns zu: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen sei, ich will euch erquicken und so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen“. Freilich nicht in Gottes Schöpfungswerken mehr kann der Sünder Ruhe finden, aber in dem vollbrachten Erlösungswerk. Ruhe findet hier unser Gewissen, das durch eigenes Wirken niemals befriedigt worden ist. Wie die ersten Menschen an der Ruhe Gottes nach dem vollbrachten Schöpfungswerk unverdienten Anteil nahmen, so nehmen auch wir nun durch den Glauben an der Ruhe teil, die aus dem vollbrachten Erlösungswerk fließt. Ja, diese Seelenruhe, die uns in der Gemeinschaft mit Christo verliehen wird, ist doch nicht einmal alles, was uns unverdienterweise von der Ruhe Gottes bereitet ist, nein, wir wissen gewiß, daß dem Volke Gottes noch eine ewige Sabbatruhe aufbehalten wird, bei welcher es auch von seinen Werken ruhen wird, gleichwie Gott von den Seinigen. Dieser ewige Ruhetag bricht an, wenn wir mit Jesu, wie der Schächer, zum Paradiese gehen. Der hatte die ewige Ruhe auch nicht verdient; im Gegenteil hatte er viel verübt, was die Ursache ewiger Gewissensunruhe für ihn zu werden drohte. Aber Christi Blutvergießen macht ihn schuldensfrei, und Christi Werk, das Er für die Sünder vollbrachte, tat ihm die Pforte des Paradieses auf. es erfüllte sich an diesem Räuber, daß dem, der keine Werke verrichtet, glaubt aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wird. Durch diesen Glauben an Christi vollbrachtes Werk gehen wir zur Ruhe ein, zur Seelen- und Gewissensruhe schon jetzt, zur

ewigen Ruhe von Leib, Seele und Geist dereinst, wenn für uns die Zeit unserer irdischen Pilgrimschaft ein Ende hat und der ewige, nie endende Sabbat anbrechen wird.

So laßt uns nun Fleiß aufwenden, um zu dieser Ruhe einzugehen. Geben wir Acht, daß uns die irdische Sabbatruhe weder durch Jagen nach eitlem Gewinn, noch durch zerstreute Vergnügungssucht verkümmert wird, aber fürchten wir noch viel mehr, daß keines von uns bei Jesu die Seelenruhe zu suchen versäumt und endlich gar der ewigen Ruhe verlustig geht.

Jesus liebt uns ganz gewiss

Der hohe Wert von Jesu Abschiedsreden liegt in dem tiefen, unauslöschlichen Eindruck, den sie auf seine Jünger machten und den wir auch heute noch davon empfangen. Es ist nicht anzunehmen, daß jeder der Jünger jede einzelne Wort, das der Meister an jenem Abend so tiefsinnig sprach, im Gedächtnis behalten habe; dem einen wird dies, dem andern das besonders eindrücklich geblieben sein, und sie werden einander nach seinem Heimgang gegenseitig daran erinnert haben, was ihnen unter dem Beistand des Heiligen Geistes möglich war, der sie laut Jesu Verheißung an alles erinnern sollte, was er ihnen gesagt hatte. Aber die Hauptsache ist nicht die Erinnerung an jedes einzelne Wort, sondern der Eindruck, der davon bleibt, die Wirkung, die es hinterläßt. So auch, wenn wir die Worte Jesu lesen und sie miteinander besprechen.

Was war wohl der Eindruck, der den Jüngern von demjenigen Teil der Abschiedsreden ihres und unseres Herrn geblieben ist, den wir in Joh. 15 finden? Doch wohl der: Jesus liebt uns ganz gewiß! Und das war kein falscher, sondern der richtige Eindruck, der auch uns bleiben sollte. Denn Jesus hat ausdrücklich gesagt: „Gleichwie mich der Vater liebt, also liebe ich euch; bleibet in meiner Liebe!“ Alles, was er in diesem Kapitel sonst noch gesagt hat, gruppiert sich um diese Versicherung; es dient ihr zur Begründung, zum Beweis, oder ist eine Folgerung daraus. Sehen wir also zu, daß, während wir nun die Rede durchgehen, dieser entscheidende Eindruck uns bleibe!

Als Begründung von Jesu Versicherung an sein Jünger: „Ich liebe euch!“, muß ohne allen Zwang bei näherer Betrachtung das Gleichnis vom Weinstock erscheinen.

In demselben sagt Jesus unzweideutig, daß die Seinigen mit ihm eines Stammes sind. Wie die Rebschosse mit dem Weinstock, so bilden sie mit

ihm nur einen einzigen Organismus. Und zwar verdanken sie das ihm, nicht sich selbst, da es ja nicht die Rebschosse sind, welche den Weinstock hervorbringen, sondern umgekehrt. Auch werden die Schosse ihm nicht bloß eingepropft, sondern wachsen aus ihm hervor. Christus hat seine Gläubigen zu dem gemacht, was sie sind, nicht sie sich selbst. Und nun stehen sie mit ihm in einer organischen, lebenden Verbindung; es entströmt von ihm sein Geist in seine Glieder, wie aus dem Weinstock der Saft in die Rebschosse. So wirklich sind die Gläubigen mit Jesus verbunden, wie das Schoß mit dem Rebstock, nicht künstlich, sondern verwachsen, und daher auch die Liebe, wozu noch kommt, daß sie auch alle denselben Pfleger über sich haben; Jesu Vater ist der Weingärtner, der über der Verbindung wacht.

Die Verbindung der Rebschosse mit dem Weinstock ist unumgänglich notwendig zur Fruchtbarkeit; „denn getrennt von mir“, sagt er zu den Jüngern, „könnt ihr nichts tun“, d.h. nach dem Zusammenhang, keine Frucht bringen. Mit ihrer Ohnmacht zum wahrhaft Guten, begründet Jesus seine Liebe zu ihnen. „Ihr habt mich notwendig, so notwendig wie das Rebschoß den Weinstock, oder wie das Kind die Mutter; und wie eine Mutter ihr Kind liebt aus Erbarmen, weil sie weiß, wie elend das Würmchen ohne sie wäre, so liebe ich euch auch.“ Ist das nicht schön, ja rührend, unendlich dankenswert? Ja, darum wollen auch wir uns immer schicken, aus Not und Liebe nach ihm zu blicken.

Haben wir doch auch einen gemeinsamen Lebenszweck mit ihm, eben den, Gott gute Frucht zu bringen, und das verbindet, gemeinsamer Lebenszweck. Jesus liebt uns nun zwar nicht, weil wir fruchtbar sind; aber weil er uns liebt, so wünscht er unsere Fruchtbarkeit.

Zur Erhöhung der Fruchtbarkeit dient die Arbeit des Weingärtners. „Der Vater ist der Weingärtner“ sagt Jesus, und darin ist seine Liebe zu uns auch begründet, daß wir, wie er es hier auf Erden war, in der Hand des Vaters sind. Der Weingärtner reinigt die Reben von den Schmarotzern und schneidet die Schosse zurück zum Zwecke der Fruchtbildung, damit der Saft nicht ins Holz schieße. So muß ein Jünger Jesu gereinigt werden nicht nur von dem, was dem geistlichen Leben schädlich ist, sondern auch von dem Übertreibungen. In unserem kälteren Klima hat das Beschneiden noch einen anderen Zweck. In manchen Gegenden schneidet man die Reben bis zur Schneehöhe über den Boden zurück, um das Erfrieren zu verhindern, während man anderswo den ganzen Weinstock den Winter über flach auf die Erde beugt und zudeckt. Dies ist ein Bild der Erniedrigung und Demütigung, die der Christ sich gefallen lassen muß,

die aber für ihn ein Bewahrungsmittel ist, also daher rührt, daß er unter Gottes liebender Fürsorge steht.

Den Beweis nun für die Wahrheit seines Satzes: „Gleichwie mich der Vater liebt, also liebe ich euch“, ist uns Jesus nicht schuldig geblieben.

Den Beweis leistete er gleich am andern Tag durch seinen Opfertod, von dem er am Abend zuvor im Verlauf des Gespräches zu ihnen sprach: „Größere Liebe hat niemand als die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Inwiefern er das tun würde, verstanden die Jünger an jenem Tage noch nicht; sie sollten es aber noch in der gleichen Nacht erfahren, als Jesus zu seinen Häschern sagte: „Suchet ihr denn mich, so lasset diese gehen.“ Nach und nach aber wurde ihnen klar, daß der gute Hirte noch in einem viel tieferen Sinne sein Leben für seine Schafe gelassen hatte, nämlich um für sie das göttliche Zorngericht über die menschliche Sünde zu tragen, damit sie frei ausgehen könnten und Vergebung empfangen. Wer das glaubt und an sich erfährt, trägt den Beweis von Jesu Liebe in seinem Herzen.

Einen weiteren Beweis seiner Liebe gab Jesus seinen Jüngern damit, daß er sie nicht mehr Knechte, sondern Freunde nannte und auch wirklich als solche behandelte. Das ist wahr; es bildet sich mit der Zeit im Umgang mit Jesus ein wirkliches Freundschaftsverhältnis zu ihm aus, das freilich, wie er deutlich sagt, gegenseitig sein muß, indem nicht nur er uns seine Geheimnisse anvertraut, alles, was er von seinem Vater gehört hat, sondern auch wir alles tun, was er uns gebietet, also ihm auch treu sind, da ja Treue unbedingt zur Freundschaft gehört.

Als dritten Beweis seiner Liebe führt Jesus die Erwählung seiner Jünger an, zu der nicht sie den Anstoß gegeben haben, sondern die er aus eigenem Antrieb vorgenommen hat, wie er zu ihnen sagt: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt.“ Wozu? Nicht um zu glänzen und sich über andere hoch erhaben zu dünken, sondern „auf daß ihr hingehet und Frucht bringet,“ also um zu dienen. Erwählung zur Fruchtbarkeit, zu einem nützlichen Leben; ist das nicht ein Beweis, daß uns Jesus liebt? Wäre nicht ein unnützes Leben das Schrecklichste?

Und nun, welche Folgerungen haben wir aus der Tatsache zu ziehen, daß Jesus uns liebt? Es sind ihrer drei, die uns Jesus machen lehrt:

Die Folgerung des Glaubens. Zweimal sagt er ihnen in diesem Kapitel, sie dürften um deswillen, daß er sie liebe, die Erhörung ihrer Gebete erwarten (V. 7,16). Allerdings unter der Bedingung, daß sie in ihm bleiben

und seine Worte in ihnen bleiben; dann aber werde ihnen der Vater sicher geben, was sie in seinem Namen bäten. Hier erhebt sich nun die Frage: Stimmt damit die Erfahrung aller Jünger Jesu überein? Es scheint nicht. Etliche bezeugen es, andere aber klagen über das Ausbleiben der Erhöhung. Da ist denn zu beachten, ob wirklich alles, um was man gebetet hat, im Namen Jesu verlangt werden kann. War es nach seinem Sinn? Wenn ja, dann ist weiter zu untersuchen, ob der Beter in Jesu geblieben ist, und sein Wort in ihm, und wenn auch das der Fall wäre und die Erhöhung dennoch ausgeblieben ist, so gilt es zu beachten, daß Jesus nicht sagt, wann es der Vater geben werde. Wir dürfen ihm keinen Termin setzen, sondern müssen der Stunde warten, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.

Inzwischen sollten wir ja aus der Liebe Jesu nicht nur die Folgerung des Glaubens, sondern auch diejenige der Liebe ziehen, denn er spricht: „Das gebiete ich euch, daß ihr einander liebet!“ Er zieht diese Folgerungen aus seiner Liebe zu uns; denn die Rebschosse sind ja nicht nur mit dem Weinstock verbunden, sondern durch diesen auch miteinander. Es ist aber wohl zu beachten, daß Jesus diese Liebe nicht nur dem Gutfinden und der Neigung seiner Jünger überläßt, sondern sie ihnen ausdrücklich gebietet.

Endlich lehrt er sie aber auch aus seiner Liebe zu ihnen die Geduld folgen, die Geduld nicht nur miteinander, sondern sogar mit der Welt. Von dieser sollen sie keine Liebe erwarten, da sie ja nicht mehr sind als ihr Herr, der von ihr auch gehaßt wurde. Aber wie er den grundlosen Haß der Welt, der er nur Gutes erwies, geduldig getragen hat, so sollen es auch seine Jünger tun, da sie ja wissen: Es ist unserm Herrn auch nicht besser ergangen, und er liebt uns gleichwohl.

"Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre, um Deiner Gnade und Wahrheit willen!"

Psalm 115, 1

König Ptolemäus Philadelphias von Ägypten ließ am Eingang zum Seehafen von Alexandria durch den Knitter Sostratus einen großen Leuchtturm aus weißem Marmor erbauen. Der berühmte Meister im Hochbau meißelte mit einer Inschrift seinen eigenen Namen in den Stein. Darüber legte der schlaue Mann einen Gipsverputz und schrieb auf diesen den

Namen des königlichen Bauherrn, damit, wenn der vergängliche Bewurf abfalle, sein, des Baumeisters Name den künftigen Geschlechtern vor die Augen trete. Er sorgte also für die Ehre seines Namens und nur zum Schein für die Ehre des Königs, in dessen Dienst er stand. Er erbaute den Turm, um sich einen Namen zu machen, nicht aber um den Namen des Königs zu verherrlichen.

Wir hoffen, wir haben mit unserem Kapellenbau das Gegenteil von dem getan. Nicht, um uns einen Namen zu machen, sondern um den Namen des Herrn darin und da-durch zu verherrlichen, haben wir Ihm dieses Haus gebaut. Unser Name mag vergessen werden, wenn nur der alleinseigmachende Name Jesu jeder Seele tief eingedrückt bleibt, die je dieses Haus betreten hat oder noch betreten wird! Unsern Namen mag man verwerfen als einen boshafte, um des Menschen Sohnes willen; wenn nur Seinem Namen Ehre gegeben wird! Der Name, der über alle Namen ist, soll hier verkündigt werden. Es soll diese Kapelle in ihrem geringen Teil dazu beitragen, daß in dem Namen Jesu sich beugen aller Knie und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr ist, zu Ehre Gottes des Vaters. Wiewohl sie ohne Turm gebaut ist, soll diese Kapelle doch ein Leuchtturm sein, dessen Licht Gott der Herr ist, und ihre Leuchte das Lamm. Möge auch von der Gemeinde, die sich darin versammelt, gesagt werden können: „Ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn!“ Möge sie nie vergessen, daß es ihre Aufgabe ist, zu verkündigen die Tugenden dessen, der sie berufen hat aus der Finsternis zu Seinem wunderbaren Licht; möge jeder Jünger und jede Jüngerin des Herrn, die sich hier einfindet, die Mahnung des Meisters befolgen: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen!“

Wir betrachten es als unsere selige Aufgabe, dem Namen des Herrn Ehre zu geben und wir wissen auch warum, nämlich, wie der Psalm sagt: Um Seiner Gnade und Wahrheit willen. Wir verehren unsern Gott um Seines bewunderungswürdigen Charakters willen, dessen hervorragendster Zug die Güte ist. Lauter Güte ist Gott gegen die, welche reines Herzens sind (Psalm 73,1). Es hängt nur von uns ab, daß wir Ihm vertrauen, so werden wir auch Seine Güte erfahren. Den Reinen ist Er rein, aber den Verkehrten erscheint Er verkehrt. Ein einfältiges Auge sieht überall Gottes Güte; aber durch eine schwarze Brille erscheint alles trüb. Bei Ihm ist des Lebens Quelle, in Seinem Lichte sehn wir helle, und wenn das so ist, so müssen wir bekennen: „Herr, Deine Güte reicht, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen!“

Wir preisen die Gnade des Herrn, weil Er nicht nach unsern Sünden mit uns gehandelt, sondern uns begnadigt hat. Die Gnade wollen wir rühmen, die auch aus vielen Sünden hilft zur Gerechtigkeit. Zu rühmen wissen wir nichts, denn allein das Kreuz unseres Herrn Jesu Christi, an welchem die Gnade Gottes sich für alle Menschen heilsam erwiesen hat. Denn Gott war in Christo, und versöhnte die Welt mit Ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und Er hat in uns das Wort der Versöhnung gelegt, das wir nun in Seinem Auftrag allen Menschen verkündigen, die es hören wollen. Dieses Wort von der Versöhnung ist die Wahrheit; denn es ist eine Tatsache, nicht bloß eine Vermutung, daß durch Christi Opfertod alles, was den Sünder von Gott trennt, beseitigt ist, so daß wir zu Gott nahen dürfen, wie der verlorene Sohn zum Vater. Jesus spricht: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ Er aber hat uns den Weg zum Vater gebahnt durch Seine Selbsthingabe für uns, und Er hat dadurch auch unser verlorenes Vertrauen für Gott wiedergewonnen: denn sollten wir Dem nicht trauen, der Seinen Sohn für uns gegeben hat?

Um dieser Wahrheit willen, die den großen Hauptinhalt unseres evangelischen Glaubens bildet, preisen wir den Herrn. Von dieser Wahrheit schweigen wir nicht; wir verhehlen Seine Güte und Treue nicht vor der großen Gemeinde, und, wenn wir keine große finden, auch vor der kleinen nicht. Wir wollen fortfahren, dieses Wahrheit zu verkündigen in unserer evangelischen Kapelle und dadurch auch in unserem Teil zur Ehre des Allerhöchsten unsern geringen Beitrag liefern.

Was an einem Sonntag verloren gehen kann.

„Verloren! Verloren! Verloren! Verloren!“ so konnte man kürzlich viermal hintereinander am Montag in einer der hiesigen Zeitungen lesen. Dieser schmerzliche Ausruf betraf lauter Gegenstände, die am Sonntag vorher verloren gegangen waren. Eine Dame hatte ihr goldenes Medaillon samt Kette verloren, eine andere ihr goldenes Armband, eine dritte die Brosche und eine vierte ihre goldene Uhr. Das war viel auf einen Tag! Aber bei genauerer Nachforschung finden wir, daß an jedem Sonntag noch viel mehr und viel Wertvolleres als alle diese goldenen Kleinodien verloren geht. Ein ernstgesinnter Mann setzte einst folgende Annonce in ein Blatt:

„Verloren, zwischen Morgen und Abend, eine goldene Stunde mit 60 diamantenen Minuten besetzt. Dem ehrlichen Finder wird keine Belohnung ausgesetzt, weil das Kleinod unwiederbringlich verloren ist.“

Diese Annonce sollte man jeden Montag in die Zeitungen setzen, denn es ist Tatsache, daß gerade am Sonntag so manche wirklich kostbare Stunde verloren geht. Man muß es unserem heutigen Geschlecht eigentlich wieder in Erinnerung rufen, wie kostbar die Stunden des Sonntags sind.

„Was“ sagt einer, „ich sehe nicht, daß die Stunden des Sonntags kostbar sind, da verdient man ja nichts, man braucht nur viel Geld!“ Gerade deshalb nenne ich aber die Stunden des Sonntags kostbar, weil sie nicht mit Geld zu bezahlen sind, wie die Arbeitsstunden. Der Sonntag ist unser Ruhetag, dazu hat uns ihn unser Gott geschenkt. Nun sage man einmal, ob Ruhe nicht ein kostbares Geschenk unseres Gottes sei? Jeder Sonntag, den du nicht in göttlicher Ruhe zubringst, ist ein verlorener Tag für dich. Und damit geht zugleich ein Segen verloren, den Gott dir zgedacht hat. Gott segnete den Ruhetag und heiligte ihn. Wer nicht in Gott ruht an diesem Tag, dem wird dieser Segen nicht zuteil. Ein verlorener Sonntag ist ein Fluch. Weit entfernt, daß man durch die Sonntagsarbeit Gewinn hätte, verliert man dadurch nicht nur ewige Güter, sondern sogar zeitliche. Aber nicht die zeitlichen, sondern die ewigen Güter sind der beklagenswerte Verlust, den so mancher am Sonntag macht. Wenn derjenige, welcher den Sonntag nur mit Vergnügungen zubringt, anstatt in Gott zu ruhen an diesem Tag, nur sein Geld dabei verlöre, so wäre die Sache noch nicht so schlimm, aber er verliert mehr, er versäumt die angenehme Zeit, den Tag des Heils und darüber geht seine Seele zu Grunde, das Kostbarste, was er hat.

Der Sonntag birgt unstreitig köstliche Kleinodien in seinem Schoße. Da ist Gottes Wort, das uns an diesem Tage besonders verkündigt wird und das zu lesen gewiß jedermann bei gutem Willen wenigstens an diesem Tage Zeit finden wird. Nun sagt David von den Worten Gottes, sie seien köstlicher denn Gold und viel feines Gold, süßer als Honig und Honigseim. Es ist also ein größerer Verlust, wenn jemand am Sonntag Gottes Wort verliert, als wenn eine Dame ihr goldenes Armband an diesem Tag verloren hat. Wer aber Gottes lauterer Wort hört oder liest, der empfängt nicht bloß Worte, sondern es ihm Gelegenheit geboten, daß er die göttliche Gnade gewinnen kann. Und ein kostbareres Kleinod gibt es für uns Menschen nicht, als die Gnade es ist, von der Jesus zum Apostel Paulus sagte: „Meine Gnade ist genug für dich.“ Ob wir diese Gnade gewinnen oder verlieren, davon hängt alles ab.

Ein Jüngling wurde in seinem 22. Jahre durch Gottes Geist aufgeweckt. Er fing an, über sein bisheriges Leben nachzudenken und fand heraus, daß seit seiner Konfirmation schon ein ganzes Jahr von Sonntagen verfließen sei, da es ja in 7 Jahren gerade 365 Sonntage gibt. Alle diese Sonntage kamen ihm als verloren vor, denn er hatte sie nicht zum Preise Gottes zugebracht. Das verlorene Sonntagsjahr lastete wie eine schwere Schuld auf ihm. Aber der Heiland schenkte ihm die Schuld, nahm ihm die Bürde weg und sagte kein böses Wörtlein dazu, sondern nur: „Gehe hin, sündige hinfort nicht mehr!“ Überglücklich ob der erhaltenen Vergebung ging der Jüngling hin und fing eine Sonntagschule an. Obgleich er die Woche über schwere Arbeit zu verrichten hat, bringt er doch seine Sonntage nunmehr damit zu, anderen Gottes Wort zu verkündigen und sich selbst daran zu erquicken. Seitdem ist ein weiteres Jahr von Sonntagen verfließen und als ich den jungen Mann kürzlich hörte, war er voll Lob und Dank für das Gute, das der Herr in dieser Zeit an ihm getan hatte. Er verspürt nicht die mindeste Lust, im neuen Sabbatjahr das weltliche Treiben wieder zu beginnen.

Mein Freund, wie steht's mit dir, was hast du mit deinen Jahren von Sonntagen gemacht?

Herodes I., genannt der Große

Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte

Vorwort

Im Neuen Testament kommen drei verschiedene Herodes und ein Weib, namens Herodias, vor. Herodes I. ist der König, zu welchem die Weisen kamen. Herodes I., wie wir ihn nennen wollen (eigentlich wurde er Herodes Antipas genannt), ist der Fürst von Galiläa, der zu Jesu Zeiten regierte, der auch Johannes den Täufer enthaupten ließ auf Anstiften seines Weibes, der Herodias, die er einem seiner Stiefbrüder, namens Philippus, abgejagt hatte, von dem Weibe selbst dazu verleitet. (Matthäus 14,4). Herodes III. endlich ist derjenige, von welchem die Apostelgeschichte in Kap. 12 berichtet, dass er den Jakobus enthaupten und den Petrus einkerkern ließ.

Die vorliegende Schrift, will sich nur mit Herodes I. befassen und namentlich die meist gänzlich unbekanntere Vorgeschichte der Herodianischen Königsfamilie zur Kenntnis des Lesers bringen. Der Verfasser ist in seiner Darstellung dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus gefolgt, der in seinen „jüdischen Altertümer“ und in seinem anderen Ge-

schichtswerk, dem „jüdischen Krieg“ ausführlich über Herodes berichtet hat. Josephus wurde geboren ums Jahr 37. n.Chr. in Jerusalem; seine Erzählungen (er hat die Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 miterlebt) haben nicht geringen Wert für die Kenntnis der damaligen Zeit. Der Verfasser hofft, dass auch diese Schrift einiges zum bessern Verständnis der Geschichte des Neuen Testaments beitragen wird.

Der Stil dieser Schrift wird der verwöhnte Leser etwas schwerfällig finden. Der Verfasser bekennt, dass er heute selbst populärer schreiben würde als damals, wo diese Arbeit entstanden ist. Sie ist nämlich die Frucht früherer Studienarbeiten und stammt aus der Zeit, wo der Verfasser sich noch mehr im abstrakten, als im konkreten Denken übte. Da jedoch der eigentümliche Stil zum großen Teil auch daher rührt, dass der Verfasser sich möglichst genau an die Quelle gehalten hat und manches einfach aus dem griechischen Text des Josephus ins Deutsche übertrug, so hätte vielleicht die historische Genauigkeit unter dem Bestreben, jedermann gleich verständlich zu sein, gelitten. man nehme also die Schrift als eine geschichtliche Studie auf und lese sie nicht wie einen Roman. An unterhaltender Lektüre ist ja heutzutage kein Mangel, auch an erbaulicher nicht; dagegen haben wir durchaus keinen Überfluss an solchen Schriften, die dem Bibelleser die so wünschenswerte Kenntnis des weltgeschichtlichen Hintergrundes der hl. Geschichte vermitteln. Selbst wer andern die Bibel erklären soll, empfindet hier oft eine unangenehme Lücke in seinen Kenntnissen. Eine solche bei sich selbst auszufüllen, hat den Verfasser seiner Zeit zu den Studien bewogen, aus denen die vorliegende Schrift hervorgegangen ist. Er hofft mit derselben auch andern Interessenten, namentlich unter seinen Kollegen, dienen zu können.

Biel, im Januar 1897

F. Schlachter

Die Geschichte der herodianischen Familie hat für jeden Bibelleser (jedenfalls für den Bibelforscher) ein doppeltes Interesse. Einmal bildet dieselbe ein Hauptstück der sogenannten neutestamentlichen Zeitgeschichte, d. h. des weltgeschichtlichen Hintergrundes der Geschichte Johannis des Täufers, des Herrn Jesu und der Apostel, in welcher mehrere Glieder dieser Familie handelnd auftreten. Sodann ist aber insonderheit die eigentümliche Stellung dieser Familie innerhalb der gesamten Geschichte des jüdischen Volkes besonderer Beachtung wert. Denn es ist doch an sich schon eine eigentümliche Erscheinung, wenn das Volk, das Gott sich in Abraham, Isaak und Jakob erwählt hat zu seinem besondern Eigen-

tumsvolk, regiert wird von einer fremdeingedrungenen, heidnischen Familie wie die idumäische oder edomitische Familie der Herodianer eine solche war. Und dass die Zeit der Fremdherrschaft gerade zusammenfällt mit der Zeit, in welcher der ewige König Israels unter seinem Volk erschien, das erhöht die Bedeutung dieser geschichtlichen Tatsache noch mehr.

Freilich ist es nun unsere Absicht zunächst nicht, die eigentümliche Bedeutung der herodianischen Familie darzustellen, sondern die Darstellung, die wir zu geben gedenken, soll sich hauptsächlich mit der Geschichte selbst beschäftigen und zwar mit der Geschichte der Hauptperson dieser Familie, dem ersten König aus derselben, Herodes I. oder dem Großen. Dazu ist jedoch ein Rückblick auf die Vorgeschichte, wenigstens seit der Zeit der Makkabäer, notwendig, und, weil es die Stellung des Vaters dieses Königs ist, welche die Macht begründet, zu der Herodes gelangt, so muss der geneigte Leser auch mit diesem bekannt gemacht werden.

Der Übergang des jüdischen Königtums von den Makkabäern auf die Idumäer

Nach den 38 Jahre andauernden Kämpfen der Makkabäer mit den Syrern war im Jahre 142 v. Chr. „Israel wieder frei geworden von dem Joch der Heiden“ (1. Makkabäer 13, 41). Simon, der dritte Sohn des Priesters Mattathias, welcher nach seinen Brüdern Judas und Jonathan die Anführung der jüdisch-theokratischen Partei gegen die heidnische übernommen hatte, wurde von dem syrischen König Demetrius II. Nikator als Träger der Hohenpriesterwürde anerkannt, die schon sein Bruder Jonathan zuvor bekleidet hatte. Die syrische Oberhoheit über die Juden bestand von da an nur noch dem Namen nach. Der Makkabäer Simon hatte nämlich noch in seinem Alter die Syrer durch einen glänzenden Sieg vertrieben.

Zwei Jahre nach der Anerkennung des Hohenpriestertums Simons durch die Syrer wurde dieser von den ihm wie seinem ganzen Geschlecht dankbaren Juden in feierlicher Versammlung als Fürst und Hohenpriester öffentlich bestätigt, und zwar nicht allein vom ganzen jüdischen Volke, sondern auch von den Priestern (1. Makkabäer 14, 41- 44). Es ist dies eine bemerkenswerte Begebenheit, nicht bloß für die äußere, sondern auch für die innere Geschichte des alttestamentlichen Volkes. Das Geschlecht Aarons ist von jetzt an für immer vom Hohenpriestertum ausgeschlossen und ein gewöhnliches Priestergeschlecht – durch seine Bemühungen für

die Rettung der Theokratie (d. h. des israelitischen Gottesstaates) emporgekommen – ist nunmehr zu dieser Würde gelangt und zwar ist die eigene Verschuldung der legitimen Träger an dieser Veränderung schuld. Der letzte derselben, Alkimus, hatte sich durch schändlichen Verrat an seinem Volke und durch seine heidnische Gesinnung jenes Amtes unwürdig gemacht, während der jetzt allein noch als Erbe in Betracht kommende Onias, welcher in Heliopolis in Ägypten für die dortigen Juden einen neuen Tempel erbaut hatte, dadurch schon von selbst ausgeschlossen war von dem wahren Heiligtum in Jerusalem. Freilich geschah diese Ernennung eines nicht legitimen Geschlechtes zu dieser höchsten priesterlichen Würde immerhin in dem Gefühle, es könne dieselbe im Grunde doch nicht eine endgültige, vielmehr nur eine provisorische sein; es geht dies deutlich hervor aus der dem Ernennungsdekret (1. Makkabäer 14, 41) beigefügten Klausel, Simon solle Fürst und Hoherpriester sein, so lange bis ein rechter Prophet aufstehen werde, d. h. bis entweder eine bestimmte göttliche Weisung oder aber die göttliche Bestätigung des menschlich Eingerichteten erfolgen könne. Eines ist aber bei dieser Wendung der Dinge noch als besonders bedeutungsvoll hervorzuheben – nämlich der politische Charakter, den das schon beinahe seit der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft mehr und mehr verweltlichte Hohepriestertum von nun an bleibend empfängt, einerseits durch die Verbindung der fürstlichen Würde mit demselben, andererseits durch die Abhängigkeit desselben von heidnischen Gewalthabern.

Was für Früchte die politische Ehre und Gewalt bringen sollte, welche mit Simon das makkabäische Geschlecht und mit ihm das Hohepriestertum aufs neue erhielt, das geht schon aus dem traurigen Ende dieses gerechten, gütigen und deshalb geliebten Fürsten hervor, welcher von seinem eigenen Schwiegersohn im siebenten Jahre seiner unabhängigen Herrschaft bei einem Gastmahl samt zweien seiner Söhne meuchlings ermordet wurde aus Neid, veranlasst durch seine Macht.

Ihm folgte sein Sohn Johannes mit dem Zunamen Hyrkanus, welcher von 135-106 v. Chr. regierte. Er erweiterte das kleine Reich durch Einnahme von Städten, darunter Samaria, das er zerstörte, insonderheit aber durch die verhängnisvolle Unterwerfung Idumäas, dessen Bewohner er zur Beschneidung und Annahme der jüdischen Satzungen zwang: wahrlich ein Verfahren, das ebensosehr die schiefe Auffassung der alttestamentlichen Heilsökonomie verrät, wie es ein Beispiel ist von dem Dienstverhältnis, in welchem bei diesem Priesterfürsten die Religion zur Politik stand.

Hyrkanus gehörte ursprünglich zur Partei der Pharisäer; da ihn aber einer derselben einst zur Ablegung seines Hohenpriesteramtes aufforderte – indem er mit Unrecht behauptete, Hyrkanus Mutter sei eine Gefangene gewesen – so trat Hyrkanus zu den Sadducäern über; durch diesen Schritt büßte er an Popularität ein (da die Pharisäer schon damals den größten Einfluss auf das Volk ausübten), und er hatte es wohl diesem Umstand zu verdanken, dass er fortan mit Unruhen in seinem Reiche kämpfen musste. Doch war seine 29jährige Regierung im übrigen glücklich, ja Josephus nennt ihn einen wirklich sehr glücklichen Mann, in Betreff dessen man keinen Anlass habe, das Schicksal zu tadeln. Drei, und zwar die vorzüglichsten Dinge, habe er in seiner Person vereinigt: die Fürstengewalt, die Hohepriesterwürde und die Prophetengabe, für welche letztere genannter Schriftsteller zumeist das als Beispiel anführt, dass Hyrkanus seinen Söhnen zuvor verkündigte, es werde ihre Herrschaft keine bleibende sein!

Und in der Tat! Obschon sein ältester Sohn Aristobul nach Hyrkans Tode das Fürstentum zum Königreich erhob und sich zum ersten Mal ein Diadem aufsetzte, so ist es doch von jetzt an eigentlich schon vorbei mit der makkabäischen Macht. Nachdem Aristobul seine Brüder ins Gefängnis geworfen, den einen auf Verleumdung hin ermorden und seine Mutter im Gefängnis hatte verhungern lassen – alles nur, um seine Herrschaft zu befestigen – starb er schon nach einjähriger Regierung. Zwar folgte ihm sein ältester und scheinbar gemäßigtster Bruder Alexander Jannäus in 27jähriger Regierung (105-79 v. Chr.), aber nun begann der von Hyrkan schon gestreute Same der Zwietracht – jenes Zerwürfnis nämlich mit der Pharisäer-Partei – seine verderblichen Früchte zu bringen. Das Volk, durch diese – wie Josephus sagt – mehr denn König und Hohepriester geltende Partei in den tiefsten Hass gegen Alexander getrieben, machte diesem seinem Hasse Luft in wiederholten Aufständen, welche die langwierigsten Bürgerkriege zur Folge hatten. Zum ersten Mal geschah dies an einem Laubhüttenfeste, indem Alexander bei der Ausübung seines hohenpriesterlichen Opferdienstes von der fanatischen Menge mit Zitronen beworfen und mit Schmähworten überhäuft wurde, so dass er im Zorn durch seine kleinasiatischen Söldner 6000 der Aufrührer niedermachen ließ. Später entbrannte aus Anlass des Verlustes eines ganzen Heeres, den der streitbare Hohepriester in einem seiner vielen Kriege erlitt, eine Empörung, die Alexander erst nach sechsjährigen Kämpfen im Blute von 50.000 Juden zu ersticken vermochte. Als er darauf in Güte sich mit den Aufrührern zu verständigen suchte, steigerte er dadurch den Hass der Ju-

den nur noch mehr, welche sich sogar mit einem syrischen Fürsten verbanden und Alexander wirklich besiegten, aber nach Abzug der Syrer dafür auch mit der größten Grausamkeit von ihm verfolgt wurden. 500 Männer ließ er mitten in einer eroberten Stadt kreuzigen und vor den Augen derselben ihre eigenen Weiber und Kinder hinschlachten, während er selbst mit seinen Kebsweibern zechend diesen Schauspielen zusah.

So weit ist es also bereits mit dem Enkel derjenigen gekommen, die einst – wenigstens anfänglich – ihre Leiber und ihr Leben eingesetzt hatten für das Wohl ihres Volkes, die aber doch schon selbst den Fehler begangen hatten, gar bald das Ihre zu suchen – wir meinen die makkabäischen Freiheitskämpfer. Die Selbstsucht, welche, den schändlichsten Herrschaftsgelüsten zu fröhnen, schließlich keine ihrer Konsequenzen scheut – und wäre sie auch noch so grausam – diese Selbstsucht finden wir im Gewande der höchsten religiösen und politischen Gewalt Israels schon hier – wahrlich eine treffliche Vorbereitung auf den, der, seine selbstsüchtige Herrschaftsbegierde auch bis zur Ausrottung des gottgesandten Königs der Juden zu treiben, keinen Anstand nahm. Auch lässt sich schon hier unschwer die Gesinnung erkennen, welche der Herr bei Israels Weingärtnern fand, nämlich: „Das ist der Erbe, kommt, lasst uns ihn töten, damit das Erbe unser werde.“ – Alexander sah übrigens wohl ein, dass auf die Dauer sein Haus nicht bestehen könne, auch nicht mit Gewalt, wenn es in Opposition zur pharisäischen Partei, und, was mehr war, zu den Satzungen und zum heiligen Gesetze der Juden stehe, und er war deshalb froh, dass er bei seinem Tode die Regierung in solche Hände legen konnte, die nicht mit Gesetzwidrigkeit befleckt waren. Es folgte ihm nämlich seine Gemahlin Alexandra in 9jähriger Regierung. Diese Frau hatte sich durch Milde und durch Beobachtung des Gesetzes beim Volke beliebt gemacht und befand sich zudem ganz unter dem Einflusse der Pharisäer. „Sie herrschte über Andere, während sie selbst von den Pharisäern beherrscht wurde,“ sagt von ihr Josephus. Mit dem Tode dieser Frau aber, der im Jahre 70 vor Chr. erfolgte, sollte diejenige Periode der jüdischen Geschichte beginnen, welche durch den bedeutungsvollen Wechsel des Herrscherhauses bezeichnet ist, - einen Wechsel, der sich allerdings nur sehr langsam vollzog und der darin besteht, dass das Zepter, welches zwar längst von Juda gewichen und oft genug von den Händen solcher entweiht worden war, die ärger als Heiden mit dem Heiligtum des Herrn umgingen, - dass dieses Zepter nunmehr in heidnische Hände überging und zwar in die Hände solcher Heiden, die von jeher als Typus

der Hasser des Volkes Gottes gegolten hatten – in die Hände Edoms. Die Veranlassung dazu war folgende:

Der ältere Sohn des eben erwähnten Alexander, Hyrkanus II., war von seiner klugen Mutter ins hohepriesterliche Gewand gesteckt worden, da sie von seinem trägen Geiste gar keine Beeinträchtigung ihrer Regierung zu befürchten hatte; den jüngern Bruder Hyrkans aber, Aristobulus, hielt sie, seines hitzigen Temperaments wegen, absichtlich von den Regierungsgeschäften fern. – Aber ein Feuer lässt sich nicht mit Stroh unterdrücken. Kaum war die Königin von einer Krankheit befallen worden, so benützte Aristobul die Gelegenheit, nahm mit seinen Anhängern die festen Plätze in Judäa ein und erklärte sich zum König. Alexandra starb bald, und so kam es zwischen Hyrkan, dem rechtmäßigen Erben der Krone und seinem usurpierenden jüngern Bruder zur Schlacht bei Jericho, bei welcher fast alle Leute Hyrkans zu Aristobul übergingen. Es wurde ein Vertrag zwischen den Brüdern geschlossen, nach welchem Aristobul König wurde, Hyrkan aber auf den Thron verzichten musste, dagegen aber alle die Ehre genießen sollte, die dem Bruder des Fürsten gebühre.

Die Versöhnung, welche zwischen den beiden Brüdern so auf ziemlich leichte Weise wieder zu Stande gekommen war, und die sie durch öffentliche Umarmung im Tempel vor allem Volke besiegelten, wäre sicherlich von längerer Dauer gewesen, wenn nicht eben jetzt die edomitische Schlange – dass wir so sagen – das Gift ihrer List und Verleumdung in die kaum geheilte Wunde zu träufeln gewusst hätte. Antipater, ein Idumäer, der durch seine Abkunft, seinen Reichtum und sonstige Macht einer der Vornehmsten seines – den Juden damals unterworfenen Volkes – war, stachelte Hyrkan teils durch Verunglimpfung Aristobuls, teils durch Lobreden auf Hyrkans Charakter zur Begierde nach seinem verlorenen Throne auf. Der Grund dazu war zunächst seine Furcht vor Aristobul, dessen verhasstester Gegner Antipater war. Sodann aber geht dieser schlaue Mann gewiss schon jetzt mit dem Plane um, dass er sich selbst die Herrschaft in die Hände spiele, zu welchem Plan ihm allerdings der unselbstständige Hyrkan als ein geschicktes Werkzeug dienen konnte. Antipater weiß von dem Araberkönig Aretas, zu dem er sich mit Hyrkan in der Stille flüchtet, ein Heer von 50.000 Mann zu bekommen, vor welchem Aristobul sich nicht zu halten vermag. Antipater belagerte eben Jerusalem, wohin Aristobul sich hatte zurückziehen müssen, als unvermutheter Weise der römische Legat Scaurus aus Syrien, wohin ihn Pompejus vorausgeschickt hatte, nach Judäa kam und sich der Situation bemächtigte. Aristobul schickte ihm sofort 300 Talente (über 1,5 Millionen Fran-

ken), welche die Wirkung hatten, dass Scaurus unter Drohungen das Heer Hyrkans zur Aufhebung der Belagerung veranlasste. Aretas zog sich mit seinen Arabern erschreckt zurück. Jetzt aber traf Pompejus selbst in Damaskus ein, und sofort wandten sich Antipater und Hyrkanus an diesen mächtigen Römer (er war bekanntlich einer der Triumvirn des ersten Triumvirats, das aus Cäsar, Pompejus und Crassus bestand). Ohne Geschenke zu machen, trugen sie ihm die Gerechtigkeit ihrer Sache vor und baten ihn, dass er den durch Charakter und Alter zum Throne Berufenen einsetzen wolle. Auch Aristobul kam; aber durch seinen Stolz, der ihm nicht erlaubte, dem römischen Feldherrn und Gewalthaber die gebührende Ehre zu erweisen, reizte er diesen so, dass Pompejus unverzüglich Partei für Hyrkan ergriff und mit einem Heere in Judäa einrückte, dessen Burgen ihm Aristobul ergeben musste. Voll Zorn zog letzterer nach Jerusalem, um gegen Pompejus zu rüsten, dieser aber folgte ihm auf dem Fuße, so dass Aristobul voll Schrecken sich ihm zu ergeben genötigt sah. Damit aber war die Stadt mit ihrer starken Befestigung, insbesondere mit dem überaus festen Tempel, noch lange nicht genommen. Zum ersten Mal sollte sich hier römische Belagerungskunst an der „Stadt Gottes“ versuchen, wo den römischen Adlern fast anderthalb Jahrhunderte später ein so schreckliches „Aas“ sollte zum Fraße bereitet werden.

Pompejus erkannte bald, mit welchen Schwierigkeiten die Einnahme der Bergfestung („um Jerusalem her sind Berge“) verbunden sein werde. Und in der Tat, obschon ihm die Stadt selbst von der obsiegenden Partei Hyrkans geöffnet wurde, so brauchte es doch noch eine beinahe dreimonatliche Belagerung, bis der von Aristobuls Partei verteidigte Tempelberg genommen war. 12.000 Juden fanden bei dieser Erstürmung den Tod. Pompejus betrat das Allerheiligste – zum großen Schmerz des jüdischen Volkes, zur Befriedigung aber der Neugierde der Heiden, denn „von dieser Zeit an – bemerkt ein römischer Schriftsteller (Tacit. Hist. V, 9) – war bekannt, dass der Tempel in Jerusalem eine leere Behausung ohne Götterbild, und dass es um die jüdischen Mysterien (Geheimnisse) ein leeres Ding sei“. Von dem Tempelschatz, den Josephus auf 2000 Talente (also über 10 Millionen Franken) angibt, hat Pompejus nichts berührt.

Hyrkan wird nun zum Hohenpriester erklärt; - aber umsonst hat „das große starke Tier, welches alle Länder frisst, zertritt und zermalmt“ (wie Daniel das römische Reich nennt), seine Tatzen nicht über Judäa geschlagen: Die Mauern Jerusalems waren geschleift, Judäa an seinem Gebiete beschnitten und das Land ist von jetzt an zur syrischen Provinz ge-

schlagen, unter den römischen Prokurator oder Landpfleger Syriens gestellt, gehört also von jetzt an zum römischen Weltreich!

Solche Umstände könnten nun allerdings als nicht gerade günstig erscheinen für die Absichten eines nach Herrschaft strebenden Mannes, wie Antipater ein solcher war. Und es steht in der Tat auch noch bei 20 Jahre an, bis dieser sich zu seiner Herrscherstellung aufgeschwungen, die dann die Vorstufe bilden konnte zu des Herodes, seines Sohnes, Königtum. Aber keineswegs die Römer sind es, die ihm den Weg zu seinem Ziele so in die Länge ziehen; ihre Herrschaft ist im Gegenteil gerade Stütze und Unterbau für das Königtum der idumäischen Familie; es ist vielmehr ein langwieriger Doppelkampf mit dem abgesetzten Aristobul und seinen Söhnen, was hier in Betracht kommt. Nach der Eroberung Jerusalems durch Pompejus war nämlich Aristobul samt seiner ganzen Familie und einer Menge Juden nach Rom geschleppt worden von seinem Besieger; schon unterwegs gelang es aber einem der Söhne Aristobuls, Alexander, nach Palästina zu entkommen, dort einen Anhang zu sammeln und Jerusalem einzunehmen. Er wurde jedoch von den Römern besiegt und musste sich schließlich ergeben. Die Folge war, dass zwar Hyrkan wieder eingesetzt wurde – aber nur in die hohenpriesterliche Würde; die Staatsverwaltung dagegen wurde von Gabinius, dem römischen Landpfleger über Syrien, fünf Ratskollegen der jüdischen Aristokratie übertragen; - eine Verfassungsweise, die das jüdische Volk mit Freuden aufnahm, die leider aber nur 10 Jahre (54-44 v. Chr.) dauerte. Durch diese Verfassung war eine Alleinherrschaft, wie sie Antipater wollte, schlechthin ausgeschlossen. Bald nach Alexanders Besiegung wiederholten sich dieselben Wirren abermals, indem nun Aristobul selbst aus Rom zu entweichen wusste. Auch er gewann ziemlich großen Anhang und bemächtigte sich bald einiger fester Plätze in Judäa, teilte aber schließlich dasselbe Schicksal mit seinem Sohn und wurde von dem Senat zu Rom in den Kerker geworfen.

Mit dem nun bald darauf erfolgenden Umschwung in der römischen Politik sollte aber auch der Umschwung für Judäa eintreten. Das Triumvirat war durch den Tod des Crassus, welcher mit seinem ganzen Heere im Jahre 51 v. Chr. jenseits des Euphrats (bei Carä) zu Grunde gegangen war, seines Gleichgewichts beraubt worden. Eine Entscheidung zwischen Pompejus, dem Haupt der Aristokraten- (Optimaten)Partei in Rom, und Cäsar, dem Haupte der Volkspartei, war unausweichlich geworden. Cäsar, auf dessen Seite das Abendland stand, eilte im Jahre 49 aus Gallien nach Rom. Der Senat, Pompejus an seiner Spitze, flieht nach Griechen-

land. So hat Cäsar unbeschränkte Macht in Rom, lässt sich zum Diktator ernennen, den Pompejus aber für einen Empörer erklärt. Dieser wird im Jahre 48 zu Pharsalus in Thessalien geschlagen, flieht nach Ägypten und wird dort verräterisch ermordet. Nun galt es aber für Cäsar, wollte er Herr des ganzen römischen Reiches werden, diejenigen Länderstrecken – insonderheit Afrika und Asien – welche zuvor unter Pompejus Macht gestanden, in seine Gewalt zu bringen. Dazu gehörte nun Syrien – und also auch Judäa. Um diese Provinz zu gewinnen, befreite Cäsar den Aristobul aus dem Kerker in Rom und schickte ihn mit 2 Legionen zur Eroberung Syriens ab. Auf diesem Wege aber sollte Cäsar Syrien nicht erhalten; schon unterwegs wurde Aristobul von den Pompejanern vergiftet, nachdem schon vorher sein Sohn Alexander mit dem Beile zu Antiochien hingerichtet worden war.

Aber jetzt ist die Zeit da, wo Antipater seine Schlauheit an den Mann zu bringen weiß; er wechselt die Partei und tritt zu Cäsar über. Ein bemerkenswerter Schritt für das Emporkommen des Mannes, der im Stillen seine Pläne schon lange vorbereitet hat; denn ringsum war er bereits durch Bande des Blutes und der Freundschaft mit allen Mächtigen verbunden, sogar verschwägert mit dem Araberkönig Aretas. Von jetzt an steigt er schnell! Die Gunst Cäsars und sein Vertrauen erwirbt er sich in hohem Grade, besonders durch seine kräftige Unterstützung des Fürsten Mithridates von Pergamus, welcher mit den klein-asiatischen Hilfstruppen Cäsars durch Syrien und Palästina zur Eroberung des von den Pompejanern besetzten Ägyptens ziehen muss. Antipater ist es, der mit persönlicher Tapferkeit die Eroberung Pelusiums, der Grenzfestung zwischen Judäa und Ägypten, und so den Durchzug des cäsarianischen Heeres erzwingt. Antipaters Tapferkeit und Feldherrenkunst hinwiederum errettet den Mithridates in Ägypten und erringt den Sieg über die cäsarfeindliche Partei daselbst. Seine Heldentaten erwerben ihm bei Cäsar große Gunst und viel Lob, und als derselbe von Ägypten nach Syrien kam, schenkte er dem Antipater das römische Bürgerrecht und Steuerfreiheit, ja er erklärte ihn bald darauf zum Statthalter von ganz Judäa und erteilte ihm die Befugnis, Jerusalems geschleifte Mauern wieder zu erbauen. Hyrkan wird seinem großen Minister zu Gefallen in der Hohenpriesterwürde bestätigt. Wie ernst es Cäsar mit dieser Ernennung war, zeigt der Umstand, dass er alle diese Beschlüsse auf dem Kapitol zu Rom in Stein meißeln ließ. Er hat überhaupt den Juden großes Wohlwollen bewiesen, den palästinensischen sowohl, als denen in der Diaspora freie Religionsübung gewährte und um des Sabbats willen sie vom

Kriegsdienst dispensiert; er war ein wahrhaft toleranter Staatsmann, auch in dieser Hinsicht ein großer Geist, ein Genie.

So ist nun also Antipater, der idumäische Große, zur obersten Gewalt in ganz Judäa gelangt. Hyrkan ist zwar, vom jüdischen Standpunkte aus angesehen, als Hoherpriester noch immer dem Namen nach der Fürst; aber Antipater, mit römischer Machtvollkommenheit ausgerüstet, ist als Epitropos (Statthalter, Landpfleger) doch der eigentliche Regent des Landes; und er ist römischer Epitropos, weil er nun selbst dieser, der herrschenden Nation, als römischer Bürger angehört. Es hat keineswegs bloß formelle Bedeutung, dass er das römische Bürgerrecht empfangen hat, sondern diese Eigenschaft ist für ihn selbst wie für seine ganze Familie für ihre Herrscherstellung von größtem Belang.

Antipater wusste sich in seiner neuen Stellung sofort vortrefflich zu bewegen. Er war klug genug, in der ganzen Ausübung seiner Regierung sich nicht anders, denn als Freund der Römer und Cäsars Bevollmächtigter zu gebärden. Dabei aber missbrauchte er seine Gewalt nicht, sondern wusste sie zum Nutzen des Volkes zu verwenden. Dieses erwies ihm denn auch königliche Verehrung und bei allen hatte er das Ansehen als der Gebieter. Dennoch war er auch hier vorsichtig genug, den Hyrkan in keiner Weise in seiner nominellen Eigenschaft als König anzutasten; er betrug sich nicht anders, denn als dessen – allerdings allmächtiger - Minister und ließ sich (wie Josephus sagt) von der Liebe und Treue gegen ihn nicht bewegen. Und warum sollte es auch dem schlaunen Minister nicht lieber sein, als Statthalter unumschränkt zu schalten, als durch formelle Höherstellung mit Titeln den Neid anderer zu wecken! Er sah wohl ein, dass Hyrkan viel zu träge und kraftlos sei, um als König handeln zu können, und war schon darum vollkommen darauf angewiesen, die Ordnung des Reiches selbst in die eigene Hand zu nehmen.

Das erste, was Antipater tat, war die Wiederherstellung der Mauern Jerusalems; denn ohne einen solchen Stützpunkt im Herzen des Landes, am Sitz der Regierung, konnte es zumal einem fremden Herrscher unter dem unbeständigen und allzeit zum Aufruhr geneigten Volke nicht wohl sein. So im Rücken gesichert, durchzog er das Land, um die noch vorhandenen Unruhen zu dämpfen, indem er mit Drohungen und Versprechungen zur Treue gegen Hyrkan und die Römer aufforderte. Um aber das Land in seiner Gewalt zu behalten, ließ er es nicht bei bloßen Worten bewenden, sondern ordnete die Verwaltung auf eine solche Weise, wie sie dem Verhältnis entsprach; - freilich auch wie sie in seine Pläne passte. Denn jetzt übertrug er seinem ältern Sohne Phasael den Oberbefehl über Jeru-

salem und dessen Umgebung, während er den jüngern, Herodes, mit gleicher Gewalt in das bekanntlich am allermeisten zu Unruhen geneigte Galiläa entsandte. Diese beiden Söhne waren ihm nebst noch zwei andern, Pheroras und Joseph, und einer Tochter, Salome, aus seiner Ehe mit Cypros, der Tochter eines berühmten Arabergeschlechts, entsprossen.

Hier also treffen wir zum ersten mal auf Herodes, dessen darzustellender Geschichte das bisher Behandelte als notwendige Voraussetzung galt. Denn bei genauerer Betrachtung dieser Persönlichkeit im allgemeinen, innerhalb der gesamten Entwicklung des jüdischen Volkes zu seiner Auflösung, muss es sofort einleuchten, dass die Geschichte seit der Makka-bäerzeit, vor allem aber diejenige Antipaters, Herodis Vaters, die Voraussetzung bildet für die Geschichte dieses ersten und einzigartigen Königs der Juden aus heidnischem Stamme, - d.h. dass sie in mehr als bloß chronologischem, man darf wohl sagen in ursächlichem Zusammenhang mit dieser steht.

Die Geschichte Herodis teilt sich in zwei Hälften, in die Geschichte vor und nach seiner Thronbesteigung. Die erste Hälfte zeigt uns das stufenmäßige Wachstum der Macht dieses Mannes, welche eben mit der Erreichung der königlichen Würde und mit der Einnahme des jüdischen Thrones ihre höchste Spitze erreicht. Die zweite Hälfte ist ausgefüllt durch die teilweise sehr großartigen Werke des Königs, dann aber auch besonders durch seine Familienverhältnisse, die im äußersten Gegensatz zu seinem sonstigen Glanze stehen und welche uns besonders den Charakter dieses Mannes aufzudecken geeignet sein werden.

Wie Herodes zur königlichen Macht gelangt

In seiner galiläischen Feldherrnstellung, die das erste öffentliche Amt war, welches Herodes bekleidete, fand der tatkräftige, junge Mann bald Gelegenheit, seinen Mut zu zeigen. Die vorausgegangenen Kriege hatten insonderheit in den Gegenden der arabischen Wüste das Raubgesindel vermehrt, und Syrien ward schon seit längerer Zeit von einer großartigen Räuberbande beträchtlich mitgenommen. Den Häuptling nun bekam Herodes samt einer großen Anzahl der Banditen in seine Gewalt und befreite durch deren Hinrichtung nicht allein Galiläa, sondern auch Syrien von einer großen Plage. Diese erste Tat schon machte seinen Namen weithin berühmt; er wurde in Städten und Dörfern als Beschirmer des Eigentums gepriesen und kam dadurch in Bekanntschaft mit Sextus Cäsar, dem damaligen Statthalter Syriens, einem Verwandten des römischen Diktators. Aber merkwürdigerweise sollte diese selbe Tat, die seinen Ruhm begründete, zum Anlass werden für einen beinahe verhängnisvollen Konflikt,

der aber selbst schließlich doch nur wieder zum schleunigeren Emporkommen unseres Helden gereichen sollte. Gegen ihn, wie gegen seinen Bruder Phasael, der mit ihm in Tapferkeit und Führung seines Amtes wetteiferte, freilich ohne ihm gleichzukommen, war, wie sich wohl denken lässt, bald Neid entstanden. – Nicht nur verleumderische Schwätzer, die Hyrkan beständig in den Ohren lagen, dass er Antipater mit seinen Söhnen im Reiche als Gebieter sich gebärden lasse, während er selbst nur noch mit dem Namen eines Königs, seiner Gewalt beraubt, dasitze; sondern überhaupt die streng-jüdisch gesinnte Partei konnte sich begreiflicher Weise über die Herrschaft der idumäischen Eindringlinge wenig freuen. Endlich wurde Hyrkan genötigt, den Herodes zur Verantwortung für jene Hinrichtung der Räuber vor das Synedrium (den „hohen Rat“) in Jerusalem zu laden. Denn, sagte man, sei er nicht König, sondern Privatmann, so müsse Herodes notwendig dem väterlichen Gesetze Rechenschaft geben, da dieses die Hinrichtung eines Menschen ohne gerichtliches Urteil nicht erlaube. Man merkt, wie der Anlass an den Haaren herbeigezogen wird: Die Absicht ist keine andere als die, den jungen Dorn, der sich so frühe – wer weiß zu welchem Hacken – krümmt, bei Zeiten abzuschneiden. Hier aber wird das Messer umsonst gewetzt; der Dorn erhält nur eine härtere Spitze und wenig fehlt, dass die, die sich an ihn gewagt, noch selbst empfindlich seine Schärfe zu fühlen bekämen! Zwar Herodes kommt, aber nur, um auf eingetroffenen Befehl seines hohen Gönners, des Sextus Cäsar, von Hyrkan heimlich wieder entlassen zu werden. Er flieht zu Sextus nach Damaskus, wird von diesem zum Statthalter (eigentlich Präses) von Cölesyrien und Samarien ernannt und rückt bald darauf in seinem Zorn gegen Jerusalem, um Hyrkan zu stürzen. Zum Glück aber gelang es seinem Vater und seinem Bruder, ihn von diesem übermütigen Unterfangen – zu dem er allerdings die Macht in Händen gehabt hätte – abzubringen. Er begnügte sich damit, den schon in ihm lebenden Hoffnungen auf noch größere Herrschaft durch eine Demonstration seiner Macht vor den Augen des ganzen Volkes Vorschub geleistet zu haben. Während man also damit umgeht, ihn zu stürzen, ist Herodes bereits eine beträchtliche Stufe höher gestiegen. Zugleich mit seiner Statthalterwürde in Galiläa hat er nun, vom syrischen Prokonsul ihm selbst übertragen, dieselbe Macht auch über Cölesyrien und Samarien, ist also seinem Vater an Ausdehnung der Herrschaft, wenn nicht schon überlegen, so doch ebenbürtig.

Es sollte ihm aber bald noch mehr zu Teil werden. Die am 15. März des Jahres 44 v. Chr. in Rom erfolgte Ermordung Cäsars durch Brutus und

Cassius hatte eine Zersplitterung der nunmehrigen römischen Gewalthaber zur Folge, von denen jetzt jeder seinen eigenen Interessen nachging. So kam Cassius selbst nach Syrien, das ihm von Antonius (einem Cäsarianer) übergeben worden war, und fing an, unerschwingliche Abgaben zu erpressen, von denen allein auf die Juden 700 Talente (3-4 Mill. Franken) fielen! Hier war nun wieder Herodes schlaue genug, die missliche Situation zu seinem Besten zu wenden. Er war der erste, der dem römischen Prokonsul 100 Talente als seinen Anteil aus Galiläa brachte, und er verfehlte seinen Zweck nicht; denn von nun an zählte er unter die besten Freunde dieses Römers. Und als nun im Jahre 43/42 der Rachekrieg des zweiten Triumvirats (also des Oktavian, des Antonius und Lepidus) gegen die Mörder Cäsars (Brutus und Cassius) entbrannte und der letztere die meisten Mittel zur Sammlung eines Heeres von Herodes erhielt, da erklärte er diesen vor seinem Wegzug nach Macedonien (wo der Zusammenstoß stattfand) zum Statthalter von ganz Syrien, mit dem Versprechen, ihn nach Beendigung des Krieges zum König von Judäa machen zu wollen.

Aber so schnell sollte Herodes dieses letztere doch nicht erreichen und zudem auf ganz anderem Wege, als auf dem hier vorausgesehenen. Es ist bekannt, dass der Bürgerkrieg des zweiten Triumvirats, zu dem nun Cassius eben auszog, keineswegs zu Gunsten der republikanischen Partei – deren Vertreter die beiden Mörder Cäsars, Brutus und Cassius waren – ausgefallen ist, sondern im Jahre 42 siegten in der Entscheidungsschlacht bei Philippi in Macedonien die cäsarianischen Triumviren, Oktavian und Antonius, während Brutus und Cassius in dieser Schlacht fielen. Oktavian zog nach Italien, um den Westen für sich in Besitz zu nehmen, Lepidus erhielt Afrika, Antonius aber begab sich in den Orient, um denselben zu unterwerfen. Es versteht sich von selbst, dass Herodes keinen Anstand nahm, diesem jetzigen Gewalthaber zu huldigen, wenn er schon bis jetzt die nunmehr geschlagene Gegenpartei desselben unterstützt hatte. Von dieser Seite also konnte der Regierungswechsel für seine Stellung keine Gefahr haben. Aber von einer andern Seite versuchte man es wenigstens, ihm eine solche zu bereiten. Eine dreimal wiederholte Gesandtschaft der jüdischen Großen führte bei Antonius schwere Klage gegen die beiden Söhne Antipaters, Herodes und Phasael, die sich seit ihres Vaters Tode aller Gewalt in Judäa bemächtigt hätten. Aber das Geld des Herodes, diese goldene Triebfeder für das Tun der meisten Römer jener Zeit, insonderheit aber für einen Schwelger, wie Antonius – dieses Geld und dazu die Freundschaft, die schon Antipater mit Antonius gehabt, machte die

Ohren des letztern taub für alle diese Klagen; verhöhnt mussten die Feinde des Günstlings der Römer abziehen, ja die dritte Gesandtschaft 1000 Mann an der Zahl, wurde zu Tyrus fast gänzlich niedergemacht: Herodes aber und sein Bruder Phasael werden von Antonius zu Tetrarchen (Vierfürsten) erhoben und ausdrücklich zu Verwaltern von ganz Judäa erklärt.

So hatte also die Umwälzung in den politischen Verhältnissen des römischen Reiches nur wieder zur größeren Befestigung der Macht des Herodes beigetragen. Dazu kam, dass er durch seine Heldentaten in letzter Zeit immer mehr der Liebling des Volkes geworden war; freilich das nur im allgemeinen; denn das eben Erzählte hat uns ja unzweideutig gezeigt, dass Herodes eine beträchtliche Gegenpartei hatte. Von großen Einfluss war es nun aber auf sein Ansehen, dass er in dieser Zeit durch Heirat (resp. Verlobung) mit Mariamne, einer Enkelin Hyrkans, in nächste verwandtschaftliche Verbindung trat mit dem regierenden jüdischen Königshause der Hasmonäer oder Makkabäer. Die Brücke zum Königsthron war hiermit geschlagen und es bedurfte nur noch des Herüberkommens der königlichen Würde, so war Herodes am Ziele seiner Pläne angelangt.

Noch war es nicht an dem. Im Gegenteil sollte jetzt er, dem bisher beinahe alles nach Wunsch gegangen, in einer Weise von seiner Höhe heruntergeschleudert werden, dass an seinem Wiederemporkommen gerechte Zweifel gehegt werden konnten. Und doch sollte merkwürdigerweise gerade dieses sein Unglück der allerdings beschwerliche Weg zum Gipfelpunkt seiner Macht werden. Zwei Jahre nach des Antonius' Ankunft im Orient eroberten nämlich die dortigen Erbfeinde der Römer, die Parther, gelockt durch die Blößen, die sich der Statthalter Antonius durch seine unverantwortliche Bedrückung Syriens gab, diese Provinz. Eine solche Schwächung der römischen Macht in jenen Gegenden musste natürlich auch für die in ihrer Herrschaft gänzlich auf Rom gestützten Gewalthaber von Judäa die erschütterndsten Folgen haben. Kein Wunder, dass sich in einem Sohne des angestammten, nunmehr vertriebenen Königshauses, die Hoffnung auf Erlangung seiner alten Macht regte. Ein Sohn Aristobuls nämlich, jenes vorerwähnten, von Pompejus seinerzeit abgesetzten Bruders Hyrkans, mit Namen Antigonus, der sich bei einem kleinen Fürsten im Libanon (Chalics) aufhielt, wusste durch Versprechung von 1000 Talenten (5 Mill. Franken) und 600 Frauen den partischen Satrapen zu seiner Wiedereinsetzung und zum Sturze der jetzigen Beherrscher Judäas zu bereden. Sofort dringen die Parther der Küste entlang vor und ins Innere des Landes hinein, in Scharen fallen ihnen (oder vielmehr dem von ihnen unterstützten Antigonus) die allezeit neuerungs-

süchtigen Juden zu, und bald sind die Feinde bis nach Jerusalem vorge-
drungen. Zwar leisten Herodes und Phasael tapfern Widerstand, so dass
die schon eingedrungenen Feinde wieder aus der Stadt vertrieben wer-
den; aber Hyrkan und Phasael begeben sich trotz der Abmahnungen des
klugen Herodes ins Lager der treulosen Barbaren nach Galiläa und wer-
den gegen alles Recht von diesen festgenommen. – Herodes, der sich
nicht mehr in Jerusalem halten kann, gibt endlich die Stadt preis, indem
er des Nachts mit seiner Familie entflieht. Seine Frauen und Kinder ver-
sorgt er in einer Festung in Idumäa (wohin er schon zuvor seine Schätze
in Sicherheit gebracht); er selbst aber eilt nach Petra in Arabien, und da
er dort anstatt Hilfe, schnöde Feindschaft findet, nach Ägypten, von wo
aus er, ohne Aufenthalt, sich nach Rom einschiffet. Inzwischen hausen die
Parther furchtbar im Lande, plündern Jerusalem, bis sie endlich nach
Einsetzung des Antigonus wieder umkehren. Den Hyrkan, welchem An-
tigonus die Ohren abschneiden ließ, um ihn für immer zum Hohenpries-
tertum untauglich zu machen, nehmen sie nach Parthien als Gefangenen
mit, während Phasael, des Herodes Bruder, einer Misshandlung dadurch
zuvorgekommen war, dass er sich selbst an der Steinwand seines Kerkers
den Kopf eingerannt hatte. Josephus nennt dies einen sehr männlichen
Tod, der Hyrkans Feigheit ins Licht gesetzt habe, weil dieser sich nicht
auch selbst das Leben nahm!

Als Herodes nach Rom kam, traf er sowohl den Antonius als auch den
Oktavian daselbst; beide nahmen ihn mitleidig und mit Bereitwilligkeit
zur Hilfe auf. Antonius, der schon mit Antipater in Gastfreundschaft ge-
standen, und Oktavian, dem die Verdienste dieses Mannes unter seinem
Pflegevater Cäsar bekannt waren, beide aber, weil sie von der Tapferkeit
und Tatkraft, wie auch von der römischen Gesinnung des Herodes über-
zeugt waren, ernannten ihn auf den (von ihnen veranlassten) Beschluss
des Senates hin zum König von ganz Judäa.

Klar ist, dass mit dieser Ernennung, die im Jahre 40 v. Chr. erfolgte, He-
rodes noch keineswegs sein Königtum besaß. Vielmehr musste er sich
dasselbe zuerst erobern, eine Arbeit, die nicht viel weniger als drei Jahre
in Anspruch nahm. Bevor die Parther wieder aus Syrien vertrieben wa-
ren, konnte begreiflicherweise von einer Austreibung des durch sie ge-
stützten Antigonus keine Rede sein. Gegen jene war aber bereits der rö-
mische Feldherr Ventidius ausgezogen und fing an, sie zurückzudrängen.
Herodes konnte deshalb in Ptolemais (Acco) landen und hatte bald ein
beträchtliches Heer gesammelt, das sich mit jedem Schritte vermehrte.
Von den Römern unterstützt, drang er nach Galiläa vor, welches sogleich

fast ganz zu ihm übertrat, da dort die hierarchische Partei keinen großen Anhang hatte, die Bewohner aber auch den Herodes immer noch als ihren alten Beschützer ehrten. Bevor man gegen Jerusalem vordringen konnte, musste aber zuvor Joppe, diese befestigte Hafenstadt am Meer, eingenommen werden. Die Einnahme gelang; aber Jerusalem, vor welches nunmehr Herodes zog, konnte er des einbrechenden Winters, hauptsächlich aber der Treulosigkeit eines von Antigonus bestochenen römischen Unterfeldherrn wegen, noch nicht erobern; er sah sich genötigt, die Truppen Winterquartiere beziehen zu lassen. Dagegen war Idumäa schon von seinem Bruder Joseph besetzt und auch Samaria hielt zu ihm. Den Winter über rastete Herodes nicht, sondern säuberte Galiläa von den Räubern, die sich in den zahlreichen, unzugänglichen Höhlen dieses Landes aufhielten und die Bewohner durch ihre Streifzüge nicht weniger belästigten, als ein wirklicher Krieg. Ebenso hatte er in dieser Landschaft einen Aufstand blutig zu unterdrücken, den die gewohnten Ruhestörer daselbst, sobald er ihnen wieder den Rücken gekehrt hatte, zu erregen wussten. Schon waren inzwischen die Parther aus Syrien verjagt, und auf den Befehl des Antonius erhielt nun Herodes zwei römische Legionen und 1000 Reiter zu seinen Operationen gegen Antigonus. Dennoch zog Herodes es vor, zunächst noch nicht an die Belagerung von Jerusalem zu gehen, sondern er eilte zu Antonius vor die Festung Samosata am Euphrat, um hier durch seine Tapferkeit das Wohlwollen dieses Mannes noch mehr zu erwerben. Es gelang ihm auch wirklich, die Belagerung der Stadt durch sein kühnes Vorgehen bald zu Ende zu bringen und die Folge davon war ein Befehl des Antonius an den syrischen Befehlshaber Sosius, er solle mit seiner ganzen Macht den Herodes gegen Antigonus unterstützen.

Es war Zeit, dass Herodes wieder zu seinen Leuten zurückkehrte; denn seine Sache hatte inzwischen einen empfindlichen Verlust erlitten, infolge der Unvorsichtigkeit seines Bruders Joseph, der mit fünf Cohorten (4000 Mann) auf einem gewagten Streifzuge niedergemacht worden war. In Galiläa und in Idumäa waren die Vorteile des Herodes fast gänzlich in Frage gestellt worden, und dieser sah sich deshalb zu schleunigster Wiedergewinnung des Verlorenen genötigt. Da aber bald zwei römische Legionen anlangten und eine Menge von Juden, getrieben von einer unsinnigen Begierde nach Veränderungen, täglich zu ihm strömten, wurde es ihm möglich, in einer blutigen Schlacht die Macht des Antigonus so zu brechen, dass die Vollendung des Sieges durch sofortige Einnahme Jerusalems nicht mehr schwer gewesen wäre, hätte nicht die schlechte Witte-

rung eine Belagerung unmöglich gemacht. Sobald aber das winterliche Wetter nachließ, führte er sein Heer an die Mauern und lagerte (im dritten Jahre, nachdem er zu Rom zum König ernannt worden war), gerade vor dem Tempel; denn hier war die Stadt angreifbar und auch von Pompejus erstürmt worden.

Herodes war von solcher Siegesgewissheit erfüllt, dass es ihm nicht unpassend schien, während der Belagerung der Stadt nach Samaria zu gehen, um dort die Hochzeit mit seiner ihm längst verlobten Braut Mariamne zu feiern. Inzwischen ließ er sein Heer die Vorstädte von Jerusalem niederreißen, Dämme aufwerfen und Belagerungstürme darauf errichten, bis dann nach vollendeter Hochzeitsfeierlichkeit und nachdem Sosius aus Syrien mit seinen Truppen sich eingefunden hatte, die Bestürmung der Stadt begonnen werden konnte. 11 Legionen Fußvolk und 6000 Reiter, dazu noch syrische Hilfstruppen, im Ganzen ein Heer von über 100.000 Mann, lagerten vor der Stadt. Trotzdem und obschon römische Belagerungskunst hier arbeitete, zog sich doch durch die geschickten Ausfälle der Juden vermittelt gegrabener Minen, durch ihre Umsichtigkeit und Schnelligkeit im Ausbessern von eingerannten Breschen, überhaupt dank ihrer kühnen Verteidigung, die Belagerung fünf Monate lang hinaus. Freilich gab es in Jerusalem auch viele Mutlose, die sich besonders um den Tempel versammelten und diejenigen glücklich priesen, denen in so schweren Zeiten der Tod vergönnt sei. Und wahrlich, es war eine schwere Zeit für Jerusalem; ein Vorgeschmack jener überaus schrecklichen Zeit, die 100 Jahre später über die Stadt und das Heiligtum kommen sollte. Denn als es endlich im fünften Monat der Belagerung einigen tapfern Leuten des Herodes gelang, die Mauer zu besteigen und hinter ihnen her die römischen Centurionen eindringen und nach Eroberung des Tempelbezirks das Heer hereinströmte, - da waren die herodianischen Juden entschlossen, keinen von der Gegenpartei leben zu lassen. Von ihnen und den aufs äußerste über die lange Belagerung erbitterten Römern wurden ganze Scharen in den Häusern und im Tempel niedergemetzelt. Weder mit Kindern noch Greisen, noch mit wehrlosen Frauen hatte man Erbarmen. Obgleich der König wiederholt zur Schonung ermahnte, fielen die Soldaten doch wie Rasende über Leute jeden Alters her.

Als endlich Antigonus dem römischen Feldherrn Sosius fußfällig sich ergeben hatte und von ihm unter höhnischen Worten (er nannte ihn Antigone – also Weib) in Fesseln gelegt worden war, musste Herodes, da nun der Sieg entschieden war, dafür sorgen, der ausländischen Hilfstruppen los zu werden. Diese, die sich in Masse zum Tempel und zu den Heilig-

tümern herbeidrängten und die Stadt aufs rücksichtsloseste plündern zu dürfen glaubten, wusste er nicht anders zu befriedigen, als durch Auszahlung eines Geschenkes aus seiner eigenen Kasse an einen jeden Soldaten. Endlich zogen sie ab. Antigonus wurde gefesselt von Sosius zu Antonius gebracht und endete auf dessen Befehl sein Leben unter dem Beil.

So fiel das Haupt des letzten Makkabäers, der auf Judas Thron gesessen, des letzten jüdischen Königs überhaupt, der selbst ein Kind des von ihm beherrschten Volkes, ein Spross aus dem, wenn auch noch so heruntergekommenen, so doch auserwählten Baume war. Heiden sind es fortan, wenn auch beschnittene, die bis zu seiner gänzlichen Zerstreuung über Israel herrschen. Aber noch sollen die Tage dessen nicht an ihr Ende gekommen sein, der sich jetzt als der Erste dieser Herrscher auf Israels Thron setzt, - so wird auch schon aufgehen die Rute aus dem abgehauenen Stamm Isais und ein Schoss aus seiner Wurzel hervorbrechen, jener geborene König der Juden nämlich, den auch kein Schwert des Herodes seines ewigen Königtums über sein Volk Israel zu berauben vermag.

Herodis Herrschaft

Die eben beschriebene Einnahme Jerusalems im Jahre 37 v. Chr. hat Herodes in den Besitz des jüdischen Thrones gebracht, der ihm schon drei Jahre vorher vom römischen Senat auf Antrieb des Antonius und Oktavian zuerkannt worden war. Genau ein Jahrhundert hatte die volle Herrschaft der Makkabäer gedauert, als diese Ernennung in Rom stattfand, und jetzt ist auf römischem Schaffotte das Haupt des letzten dieser Fürsten gefallen, der freilich selbst den Fall seines Hauptes dadurch beschleunigte, dass er den rechtmäßigen Inhaber der Königswürde, Hyrkan, 3 Jahre zuvor vom Throne gestoßen hatte. Das Makkabäergeschlecht selbst ist freilich noch nicht erloschen; Hyrkan lebt noch in parthischer Gefangenschaft; aber gleich einer Schmarotzerpflanze, die den schlanken Baum immer fester und fester umschlingt, bis dass sie ihn schließlich seiner Säfte beraubt hat, gerade so ist das fremde Idumäergeschlecht, durch seine schlaun Ränke eingegangen in das ganze Besitztum und in die Privilegien des alten Königshauses, das schließlich noch durch die Verbindung seines Sprosses, jener Mariamne, mit dem Repräsentanten des neuen Hauses, Herodes, in dieses letztere übergegangen ist. Und dennoch – trotz dieser Verbindung – ist und bleibt dieses neue Königshaus ein nach Geblüt und Stellung heidnisches. Heiden sind und bleiben die Idumäer, wenn auch Judäa unterworfen und beschnitten; und wären sie es nicht, so ist es sicherlich Herodes; das geht hervor aus seinem ganzen Wesen, wie wir bald sehen werden. Und die Herrschaft

selbst ist eine heidnische, durchaus ein Ausfluss der Gewalt der Römer, wie denn auch Herodes selbst durchaus Römer ist, von seinem zum römischen Bürger erhobenen Vater her dem Rechte – und von sich aus der Gesinnung nach.

Diese Herrschaft des Herodes ist es, die wir nun noch in möglichster Kürze uns vorführen möchten, und zwar zunächst deren Befestigung und Umfang und sodann deren Ausübung und Betätigung.

Das erste, was Herodes zur Befestigung seiner Herrschaft für notwendig erachtete, ist die bereits erwähnte Hinrichtung des letzten Makkabäer-Königs durch Antonius, welche dieser auf Herodes Antrieb vorgenommen hatte; - nach dem bei Josephus angeführten Zeugnis Strabos die erste von einem Römer ausgeführte Enthauptung eines Königs. Man glaubte durch kein anderes Mittel als durch diese Schmach die große Hochachtung der Juden gegen das alte Königshaus dämpfen zu können. Verbunden mit diesem Verfahren gegen Antigonus selbst, erfolgte nun in Jerusalem eine genaue Sichtung unter den vornehmen Juden. Wer zu Herodes hielt, der wurde von ihm durch erteilte Ehren noch fester an sein Interesse geknüpft, über die Anhänger des Antigonus aber verhängte der geldbedürftige König einen Prozess, der eigentlich an die römischen Proskriptionen erinnert. 45 der vornehmsten Juden wurden hingerichtet und mit der Einziehung ihrer Güter wurde so verfahren, dass selbst bei ihrer Bestattung die Toten untersucht und etwaiger Kostbarkeiten beraubt wurden. – Überhaupt beraubte Herodes die Reichen und ließ, was er von Silber und Gold, auch aus dem königlichen Schmucke, auftreiben konnte, aus Geldmangel in Münze verwandeln. Der Grund, der ihn hiezu hauptsächlich nötigte, war eine weitere abzuwendende Gefahr für seine eben erlangte Herrschaft. Cleopatra, jene berühmte Beherrscherin Ägyptens, welche schon damals den von seinen Leidenschaften beherrschten Römer Antonius gänzlich in ihre Netze verstrickt hatte, warf ihre habsüchtigen Augen schon auf Arabien und Judäa und verleumdete deshalb die Machthaber dieser Länder bei Antonius. Herodes hatte deshalb genug zu tun, um der Blutgier dieses Weibes zu entgehen; reichliche Geschenke ließ er dem Antonius zufließen, der freilich auch sonst schon, als Freund des Königs, denselben dem Willen der Cleopatra nicht preiszugeben gesonnen war. Unbeschadet ging jedoch Herodes doch nicht aus der Sache hervor. Fast alle die schönen Städte der Küste entlang und manche andere Gebietsteile zwackte Antonius dem Gebiete des Königs ab, zu Gunsten der Cleopatra, so dass Herodes froh sein musste, als das Weib ihm dieselben um einen jährlichen Tribut von 200 Talenten pachtweise über-

ließ, nachdem er ihre feindselige Gesinnung durch große Geschenke zu besänftigen vermocht hatte. Zur Feindschaft gegen Herodes war übrigens Cleopatra auch durch dessen eigene Schwiegermutter Alexandra, Hyrkans Tochter, Mutter der Mariamne, aufgestiftet worden, die an sie wegen ihres Sohnes Aristobul schrieb, Antonius solle ihn zum Hohenpriester machen, und die später sogar vor Herodes zu ihr zu fliehen beabsichtigte.

Ein drittes, wozu Herodes zur Befestigung seines Königtums sich hinreißen ließ, und zwar das scheußlichste Mittel, ist sein grausames Verfahren gegen die zwei noch vorhandenen männlichen Sprößlinge des Makkabäergeschlechts. Der eine derselben ist der 17-jährige Bruder seiner eigenen Gemahlin Mariamne, den Herodes in erheuchelter Güte gegen die Mutter desselben, Alexandra, die dies längst gewünscht, zum Hohenpriester gemacht hatte, nachdem zuvor ein gewisser Ananel diese Würde bekleidet hatte, der eigens zu diesem Zwecke aus einem jüdischen Priestergeschlecht von Babylon her geholt worden war, nur damit Herodes keinem andern der jüdischen Großen diese hohe Stellung neben sich einräumen müsse. Als nun beim Laubhüttenfeste der außergewöhnlich schöne und hochgewachsene, junge makkabäische Hohepriester, aus dessen ganzer Gestalt der Adel seines Geschlechts hervorblickte, an den Altar trat, da konnte sich das von Traurigkeit und Freude bewegte Volk einer Beglückwünschung nicht enthalten, die seine Zuneigung zu dem vertriebenen Königshause verriet. Das aber war für Herodes zu viel. Ihm konnte eine solche Kundgebung nichts anderes als das Signal sein für den Tod des Jünglings, der übrigens bei ihm gewiss schon seit länger her beschlossen war. Natürlich aber will er sich nicht zum offenbaren Mörder dessen machen, dem das Volk so zugejauchzt hat; sein jetzt schon teuflischer Sinn kennt bereits andere Mittel. In einem der großen Fischteiche bei Jericho, in welchem Herodes, nachdem er in freundlicher Weise mit dem jungen Hohenpriester gespielt hatte, sogar noch so freundlich ist, mit ihm zu baden, lässt er den Aristobul, ganz als ob es nur Scherz wäre, von einigen vorher instruierten, mitbadenden Hofleuten so lange unter das Wasser tauchen, bis derselbe erstickt ist. Und begreiflicherweise lässt er es dann weder an Bezeugung seines tiefen Leides, sogar durch Tränen, noch an einer glänzenden Bestattung des unglücklichen Jünglings fehlen! Trotzdem und ungeachtet seiner unter das Volk ausgestreuten Versicherungen von seiner Unschuld an dem Tode Aristobuls wusste doch dessen Mutter Alexandra den wahren Sachverhalt wohl; sie versteckte aber ihre Rachepläne und brachte heimlich durch Cleopatras Ver-

mittlung den Antonius dazu, dass er Herodes zur Verantwortung citierte, von der dieser aber, durch seine reichen Geschenke geschützt, unversehrt zurückkehrte. –

So war im Jahr 35 v. Chr. der letzte junge Kronprätendent der Makkabäer weggeschafft; aber noch lebte der alte Hyrkan und zwar in Jerusalem, wohin er in seiner Gutmütigkeit aus Parthien, aus ganz angenehmen und ehrenvollen Verhältnissen, bald nach dem Regierungsantritt des Herodes auf dessen gar freundliche Einladung hin arglos zurückgekehrt war. Herodes wusste zwar wohl, dass er von diesem Manne nichts zu befürchten habe, aber um den Juden keinen Anlass zu Sympathien zu lassen, wollte er ihn in seiner Gewalt und Aufsicht haben. Letzteres hätte ihm vielleicht genügt, wenn nicht infolge der Schlacht bei Aktium im römischen Reich eine Umwälzung eingetreten wäre, die für Herodes leicht kritisch werden konnte. – Wie wir wissen, hatte Herodes bisher ganz zu Antonius gehalten, und als nun im Jahre 31 der Bürgerkrieg zwischen diesem und Oktavian (hauptsächlich wegen Cleopatra) entbrannte, unterstützte er ihn reichlich mit Geld und Getreide für sein Heer; er wäre auch gerne selbst mit ihm gegen Oktavian ausgezogen, wenn Cleopatra dies nicht verhindert hätte. Nun wurde aber, wie bekannt ist, Antonius in der Seeschlacht bei Aktium im September 31 v. Chr. von Oktavian besiegt, worauf er nach Ägypten floh und sich dort später das Leben nahm. Der Fortbestand des herodianischen Königtums schien durch diesen schmachvollen Untergang seines Beschützers in Frage gestellt; denn man wusste, dass Oktavian den Antonius nicht für besiegt halte, so lange Herodes noch Stand halte, und erwartete, dass der Sieger den, der so kräftig dem Besiegten beigestanden, nicht ungestraft werde wegkommen lassen. Herodes beschloss, der Gefahr dadurch zu begegnen, dass er sich geradezu dem Oktavian ausliefere. Er musste aber zu diesem Zwecke für einige Zeit von Judäa fort, da Oktavian sich eben in Rhodus befand. In so zweifelhafter Sache aber ein Reich zu verlassen, in dem bei aller hergestellten Ordnung gährende Elemente genug sich befanden – nicht zum wenigsten in des Königs eigener Verwandtschaft – das wagte der schlaue und vorsichtige König nicht, ohne dass der letzte Kronprätendent aus dem Makkabäergeschlecht vorher beseitigt war. Dies war niemand anders, als sein 80-jähriger Schwiegervater Hyrkan. Von diesem harmlosen Manne war freilich nichts zu fürchten; aber er hatte eben ein Recht an den Thron und um dieses Rechtes willen musste er sterben, damit es mit ihm für immer dahin falle. Kurz bevor Herodes abreist zu Oktavian, gelingt es ihm durch aufgefangene, von Alexandra, der Tochter Hyrkans, verfasste

Briefe, die von einer beabsichtigten Flucht Alexandras und Hyrkans handelten, letztere des Verrats zu überweisen; so ist der Vorwand gefunden (waren nun die Briefe echt oder nicht), und sofort wird Hyrkan umgebracht. Aber auch vor den übrigen beiden Frauen aus dem Makkabäerhause, seiner eigenen Gemahlin Mariamne, namentlich aber vor deren Mutter Alexandra, glaubte Herodes nicht sicher zu sein; er fürchtet, dass letztere bei seiner Abwesenheit unter dem Volk eine Empörung anrichten würde. So lässt er denn diese beiden Frauen in eine Festung, unweit des Jordans, unter gute Aufsicht bringen, indem er den geheimen Befehl gibt, sie sofort zu töten, wenn sein Besuch bei Oktavian einen schlimmen Ausgang nehmen sollte. Auf diese Weise im Rücken gesichert, eilt jetzt der König unverzüglich dem Oktavian nach Rhodus entgegen, wo derselbe sich eben aufhält. Mit bewunderungswürdiger Klugheit und großer Kühnheit schlägt sich Herodes durch die missliche Situation glänzend hindurch. Ohne Diadem, gekleidet wie ein Privatmann, stellt er sich dem Cäsaren vor und redet in größter Freimütigkeit von seinem freundschaftlichen Verhältnis zu Antonius, den er bis zuletzt durch ansehnliche Hilfe in Rat und Tat gegen ihn, den nunmehrigen Sieger, unterstützt habe.

„So bin ich also,“ schloss er seine gewandte Rede, „zugleich mit Antonius besiegt und habe nach dem Falle desselben meine Krone niedergelegt. Zu Dir aber bin ich gekommen, indem ich meine Mannhaftigkeit (nämlich die gegen Antonius bewiesene) zur Hoffnung meiner Rettung mache und mir zum voraus denken kann, dass Du mich nicht darnach beurteilen werdest, wessen Freund, sondern was für ein Freund ich gewesen sei.“

Dieses kluge Benehmen und die berechneten Worte verfehlten denn auch ihren Eindruck auf das großmütige Herz des Cäsaren nicht, der allerdings schon vorher nicht ungünstig gegen Herodes gestimmt gewesen. Er bezeugt ihm seine Hochachtung wegen der gegen Antonius bewiesenen Treue und hofft, dass nun Herodes ihm, dem so viel glücklicheren, ein um so treuerer Freund sein werde. Die Krone setzt er ihm mit eigener Hand auf und lässt sofort durch den römischen Senat in einem sehr ehrenvollen, öffentlichen Erlasse die feste Bestätigung der Thronverleihung an Herodes proklamieren.

Mit neuer Macht angetan, kehrt der König in sein Reich zurück. Seine Feinde waren nicht wenig bestürzt über den unerwarteten glücklichen Ausgang. Es schien in der Tat, als sollte die Herrlichkeit dieses Mannes mit jeder Gefahr nur um so größer werden. Herodes wusste Oktavians Gunst noch mehr zu gewinnen, als derselbe nicht lange hernach durch Syrien nach Ägypten zog, um dort den Antonius und Cleopatra noch

vollends zu vernichten. Mit königlicher Pracht empfing Herodes seinen Herrn, dessen Freund er von nun an ward; er durfte an seiner Seite ausreiten. Das Heer versorgte er reichlich mit Lebensmitteln, insonderheit mit Waffenvorräten auf dem beschwerlichen Zuge nach Ägypten, und als nun der Kaiser dort angekommen war, Antonius und Cleopatra aber sich bereits selbst aus dem Wege geräumt hatten, - da erhielt Herodes vor allem die seiner Zeit von Cleopatra ihm entrissenen Gebietsteile wieder samt einer Reihe anderer Städte und dazu endlich noch nebst anderen Ehrenbezeugungen eine eigene Leibwache von 400 Galatern, die vormals Trabanten der Cleopatra gewesen waren. – Einige Jahre später fügte Augustus die drei Landschaften des Ost-Jordanlandes Trachonitis, Bathanäa und Auranitis dem Gebiete des Herodes bei, denen zehn Jahre später auch noch Gaulanitis folgte, so dass also etwa im 25sten Jahre der Regierung des Herodes (oder im Jahre 12 v. Chr.) das ganze frühere Ost-Jordanland zu seinem Reiche gehörte und der Umfang desselben so ziemlich mit den alten Grenzen der Reiche Israel und Juda sich deckte. – Die Gunst des römischen Kaisers ging so weit, dass er dem König sogar die Verwaltung von ganz Syrien übertrug (unter dem Titel eines Epitropen), ohne dessen Erlaubnis dort nichts geschehen durfte. Diese Gunst des Augustus, die dieser dem Herodes beständig erhielt, war begründet in dem Verhältnisse enger, persönlicher Freundschaft, in der sie zu einander standen; denn Herodes war der zweitbeste Freund des Kaisers; es galt ihm, wie Josephus sagt, für das Größte, dass er nächst Agrippa am meisten vom Kaiser geliebt wurde; Agrippa aber war bekanntlich der beste Freund des Augustus.

So ist es also gänzlich die Macht und Gunst der Römer, speziell des Hauptes des Reiches, Augustus, welcher Herodes seine königliche Würde und Herrschaft zu danken hat. Unschwer lässt sich aus dieser Tatsache schon der Schluss ziehen auf die Art und Weise der Betätigung und Ausübung dieser Königsherrschaft, d. h. darauf, wem dieselbe geweiht sein müsse. Es kann, wenn die allgemeine Voraussetzung richtig ist, dass etwas Gewordenes dem dienen müsse, dem es seine Entstehung und sein Bestehen verdankt, nicht anders sein, als dass das herodianische Königtum sich betätige, als ein dem römischen Cäsaren geweihtes. Versuchen wir die Probe für die Richtigkeit dieses Schlusses an einem kurzen Blick über das Herrschergebiet des Königs – und siehe da, vor unsern Augen verwandelt sich das ganze Land unter Herodis Händen zu einem großen Altar, von dem der Weihrauch aufsteigt zu Ehren des römischen Staatsgötzen, wie er sich darstellt in seinem göttlich verehrten Beherrscher. Im

Samariterland erhebt sich über den Trümmern des alten Samaria eine neue Stadt, nach dem griechischen Namen Augusts Sebaste genannt, die in ihrer Mitte einen großen Tempel – diesem römischen Kaiser geweiht – birgt. An den Quellen des Jordan, in der Nähe des vorlängst vom Baals- und Kälberdienst entweihten Dan, - entsteht, aus weißem Marmor gebaut, ein Heiligtum zum Kultus ebendesselben Fürsten. Alles übertreffend aber ist jener Prachtbau am Meere, die Küstenstadt, deren Name schon verrät, wem ihre Schönheit galt: Cäsarea. Sie, die sich an der Stelle einer alten, zerfallenen, kleinen Stadt, Stratonsburg genannt, erhob, baute Herodes ganz neu, aus lauter weißen Steinen und schmückte sie mit Palästen, die an Pracht alle seine andern Bauten übertrafen. Mit ungeheurem Aufwand an Kosten und Mühe wurde an der gefährlichen Meeresküste ein Hafen erstellt, größer als der athenische Piräus. Der 200 Fuß breite, aus kolossalen Quadern gebaute Damm, der diesen Hafen bildete, war mit Befestigungswerken versehen, deren höchster Turm nach des Kaisers Stiefsohn Drusion benannt war. Sechs gewaltige Riesenbilder beherrschten den Eingang in den Hafen, während ein großes Amphitheater nebst einem gewöhnlichen Theater zur Zierde der Stadt beitragen und ihre Annehmlichkeiten vermehren sollte. Dass aber diese ganze Stiftung der Kunst und des Luxus in der Tat der Ehre des Kaisers galt, das stellte der auf einer Anhöhe über dem Ganzen sich erhebende, durch Schönheit und Größe ausgezeichnete Cäsarstempel dar, in welchem ein Riesenbild Augusts, dem olympischen Zeusbild ebenbürtig, neben dem gemeinlich mit ihm verbundenen Idol der Göttin Roma stand, das ebenfalls dem kolossalen Junobilde in Argos gleichgekommen sein soll. Außer diesen eigentlichen Kultusstätten, deren Herodes in seinem Lande, namentlich aber auch in der von ihm verwalteten Provinz Syrien eine Menge gebaut hat, stiftete er aber auch noch zahlreiche andere Prachtgebäude und Denkmäler dem Augustus zu Ehren, so dass Josephus – wohl etwas stark – bemerkt, es sei auch kein einziger, irgendwie passender Platz im ganzen Reiche ohne ein solches geblieben. Im eigentlichen Juddäa musste er mit seinen modernen Götzenbildern allerdings vorsichtiger umgehen, wollte er nicht die strengen Juden, die jedes Standbild als Götzenbild verwarfen, zum Äußersten reizen. Dennoch gelang es ihm sogar vor Jerusalems Mauern ein Amphitheater und in der Stadt selbst ein Theater zu errichten, das ringsum mit Gemälden von des Kaisers berühmten Taten geschmückt war.

Seine eigenen, mit großer Pracht erbauten Paläste in Jerusalem nannte er den einen nach Augustus, den andern nach dessen schon genanntem

Freunde Agrippa, dessen Namen Herodes sogar sich unterstand, als Inschrift auf das von ihm erbaute Tor des Tempels zu setzen. – Noch sind zu erwähnen die von Herodes eingeführten fünfjährigen griechischen Kampfspiele, welche er ebenfalls nach des Kaisers Namen benannte.

Er selbst beteiligte sich mit großem Geschick daran und setzte sehr hohe Preise für die Sieger aus. Aus allen diesen königlichen Werken, wie wir sie eben aufgezählt, überhaupt aber aus der ganzen Handlungsweise des Königs, die ein prinzipielles, wenn auch durch Heuchelei verdecktes Abweichen von den jüdischen Gesetzen, dagegen aber ein Hinneigen zu dem ganzen Wesen des Römertums kennzeichnet, leuchtet unzweideutig das Bestreben hervor nach einer allmäligen Romanisierung des jüdischen Landes und Volkes, oder, nach der tiefern Beziehung der Sache zu reden, nach einer solchen Hingabe des ursprünglichen Gottesvolkes an das Weltreich, wo dasselbige nicht mehr bloß dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, sondern, wo es diesem auch noch das geben soll, was Gottes ist.

Außer mehreren festen Schlössern, von denen die beiden Herodia, diesseits und jenseits des toten Meeres gelegen, zu nennen sind, erwähnen wir als das alles Übertreffende, jenen bekannten Neubau des Tempels; denn dieses Werk sollte seiner eigenen Absicht nach das rühmlichste sein und ihm ein ewiges Gedächtnis stiften, keineswegs aber, wie man dies gewöhnlich so darzustellen geneigt ist, vor allem ihm die Gunst der streng-jüdischen Partei erwerben. Im Gegenteil, Herodes wusste wohl, dass das jüdische Volk sich nicht so leicht das Niederreißen des alten Tempels würde gefallen lassen, und es bedurfte deshalb seines ganzen Rednertalentes, um sie einigermaßen für sein Vorhaben zu gewinnen. Insonderheit wusste er dies dadurch zu erreichen, dass er als Grund für sein Unternehmen den Umstand angab, es sei der jetzige Tempel um 60 Ellen niedriger als der salomonische und es scheine ihm nun bei seinem Wohlstand und Reichtum angemessen, das Fehlende daran zu ersetzen. Dennoch durfte er es nicht wagen, den alten Tempel abzubrechen, bis sämtliche Zubereitungen für den neuen getroffen waren, der dann von den Priestern gebaut wurde auf neuem Fundamente – 100 Ellen lang und 120 Ellen hoch, in großer Pracht – außen mit Marmor verkleidet und mit vergoldeter Kuppel gedeckt.

Herodes hat aber auch nicht wenig ausländische Städte seine großartige Freigebigkeit erfahren lassen. Die syrischen Städte wurden mit Theatern, Tempeln, Säulengängen, mit Straßen, Wasserleitungen und andern nützlichen und luxuriösen Bauten von ihm versehen. Am meisten aber ließ er sich die Pflege der Gymnasien, d. h. der Turnschulen des Altertums, an-

gelegen sein. Er war es auch, der das abnehmende Ansehen der olympischen Spiele zu heben suchte, indem er selbst einst in Elis, dem Sitz derselben, als Kampfrichter auftrat und durch Anweisung von beträchtlichen Summen die Erhaltung dieser altgriechischen Sitte unterstützte. Auf Rhodus ferner wurde der abgebrannte Tempel Apolls auf seine Kosten wieder aufgebaut. „Und sind nicht“, sagt Josephus, „auch Athen und Lacedämon, Nikopolis und Pergamus voll von den Gaben des Herodes? Ich schweige von den Geschenken, die er den Lyciern (ein kleines Königreich an der Südküste Kleinasiens) und Samiern gemacht, von der verschwenderischen Freigebigkeit, womit er in ganz Ionien Bedürfnissen jeder Art abgeholfen!“ Das also sind die Werke, mit denen Herodes seine Ehre und den Glanz seines Namens in der Welt zu verbreiten suchte.

In Verhältnisse von ungeheurem Contrast gegen all diesen Glanz, der allerdings schon an sich seine Hohlheit verrät, werden wir nun aber geführt beim weitem Nachspüren nach demjenigen Verfahren, welches sich aus dem Bestreben, die eigene Herrschaft – überhaupt sich selbst - zu erhalten, in der Familie des Herodes heraus entwickelt hat. Das Blut der letzten Männer aus dem königlichen Stamme hat, wie wir schon gesehen, zur Befestigung seines Thrones fließen müssen; aber das Schwert, das Schwert, das hier gezückt worden, weicht nimmermehr von Herodis Hause; was er damit gegründet, kann er auch nur durch dieses erhalten und doch tut er dies zugleich so, dass sein Eigenes darüber zu Grunde geht. Seine makkabäische Gemahlin Mariamne fällt in der Folge als das erste Opfer seines Argwohns. Sie, die von Herodes leidenschaftlich geliebt worden, erwiderte diesem Mörder ihres Großvaters und Bruders natürlich mit dem bittersten Hasse. Während sie sich so ihm immer mehr entfremdete, wurde Herodes – der sie immer noch zu gewinnen suchte – endlich durch die hässlichen Verleumdungen seiner Schwester Salome gegen Mariamne so entflammt, dass er sie in einem Augenblick des Zornes sofort hinrichten ließ. Hernach verlor er vor Reue über diese Untat fast den Verstand. Alexandra, die Mutter Mariamnes, die allerdings ein verdrehtes Weib und Todfeindin des Herodes war, folgte ihr bald unter der Hand des Henkers. – So sind auch die dem königlichen Makkabäerhause entstammten Frauen hinweggeschafft. Aber noch hat Herodes zwei Personen in seiner Familie, in deren Adern makkabäisches Blut rollt; es sind seine eigenen Söhne Alexander und Aristobul, die ihm Mariamne geboren. Diese hatten den Hass ihrer Mutter gegen ihren Vater geerbt. In ihren Jünglingsjahren in Rom erzogen, kamen sie nach erreichter Volljährigkeit an den Hof des Vaters, und da der eine, Alexander, mit

der Tochter des Königs Archelaus von Cappadocien, der andere mit der Tochter Salomes, jener Schwester Herodis, vermählt war, - sie beide aber vom König geachtet wurden – so hatten sie den Mut, ihren Groll gegen diesen immer offener werden zu lassen.

Verleumdungen brachten ihre unbesonnenen, drohenden Äußerungen gegen Herodes diesem vergrößert zu Ohren, so dass der König durch Herbeiziehung seines zuvor verstoßenen ältesten Sohnes Antipater an den Hof und zur Regierung sich einen Schutz gegen die ihm von Mariannes Söhnen her drohende Gefahr der Rache zu verschaffen suchte. Antipater, der sich die erlangte Gunst erhalten und die Thronfolge sichern wollte, brachte es durch seine Intrigen und Verleumdungen schließlich dahin, dass Herodes die beiden Brüder nach Rom schleppte. Dort kam es zwar zur Versöhnung unter der Anleitung Augusts, aber solche wollte Antipater nicht zwischen den Söhnen Mariannes und ihrem Vater sehen, sondern jetzt, da er sie wieder in Gunst sah, machte er durch ein teuflisches System der Verleumdung gegen seine Stiefbrüder Herodes immer erbitterter auf sie. Allerdings hassten die Brüder den König, aber ihr Hass war vorzüglich erst durch Antipaters Ränke zu voller Stärke ausgebrochen. Dennoch trachteten sie dem König eigentlich nicht nach dem Leben. Antipater aber wusste durch bestellte Ankläger, die sie des Mordplans beschuldigten, den König, der für alles, was man von Gefahr für sein Leben sagte, ein offenes Ohr hatte, endlich dazu zu bringen, dass er den Alexander und Aristobul verhaftete und sie, ohne Beweise für ihre Schuld in den Händen zu haben, zu Sebaste erdrosseln ließ. Er tat dies aber aus Furcht für sein Leben, keineswegs deshalb, weil er seine Söhne hasste; er wusste nicht, dass sie als Opfer der Ränke Antipaters gefallen seien.

Jetzt war dieser letztere zum Thronfolger eingesetzt und sah es darauf ab, sobald wie möglich den Thron zu bekommen. Deshalb ließ er sich nun selbst in einen mit größter Vorsicht ausgesponnenen Plan ein, der darauf ausging, den König mit Gift zu töten. Inzwischen unternahm er aber eine Reise nach Rom und während dieser Zeit kam die ganze Sache infolge des Todes des miteingeweihten Bruders des Königs an den Tag, hauptsächlich durch Geständnisse, die der aufs tiefste geängstigte, von Furcht für sein Leben beständig zum äußersten getriebene alte Herodes, meist durch die Folter erpresste. Als Antipater aus Rom zurückkehrte, war schon alles zur Kenntnis des Königs gekommen. Er wurde sofort verhaftet und in einem Verhör vor Varus, dem römischen Statthalter Syriens, durch untrügliche Beweise seiner Schuld überwiesen. Die Hinrichtung

des Sohnes, anstatt dessen nun Antipas zum Thronfolger erklärt wurde, schob Herodes wegen eben über ihn kommender Krankheit auf, bis er wieder genesen sei.

Aber es war die letzte Krankheit, die den nun 70jährigen Mann angegriffen hatte und die sich immer mehr seines ganzen Leibes bemächtigte, - eine grauenhafte Peinigung, ein Widerspiel der Greuel des Königs; es war, als ob die Schmerzen der Hunderte von Gefolterten und Getöteten, die Qualen auch jener Mütter Bethlehems, die ihre Kinder beweinten, auf den Körper ihres Mörders sich konzentrieren sollten, um diesen zu erdrücken; und doch bricht die Scheußlichkeit seiner Mordlust bis zu seinen letzten Stunden nur immer stärker hervor. Noch während seiner Krankheit lässt er zwei Schriftgelehrte lebendig verbrennen. Und was noch gleichsam sein letzter Wille war, nämlich, dass die angesehensten Männer Judäas bei seinem Tode sollten niedergemacht werden, damit doch das Land auch etwas zu betrauern habe, wenn er tot sei, - das ist bekannt. Ein Glück, dass dieser Befehl nicht ausgeführt wurde. Er selbst wollte sich schließlich, von seinen Schmerzen überwältigt, das Leben nehmen, ward aber verhindert. Jetzt ließ er endlich noch Antipater hinrichten, den er bis dahin noch aufgespart hatte. Fünf Tage darauf folgte ihm Herodes selbst in die Ewigkeit hinüber, - 36 Jahre, nachdem er die Herrschaft über Judäa eingenommen hatte. Auf goldenem Paradebette, mit Purpur, Diadem und Zepter geschmückt, bestattete ihn sein Sohn Archelaus mit größter Pracht im Herodium.

In diese letzten, durch so unerhörte Grausamkeit ausgezeichneten Regierungsjahre des argwöhnischen Königs fällt der Besuch der Weisen aus dem Morgenland in Jerusalem (Matth. 2)

Obwohl unser bisheriger Gewährsmann Josephus davon gar nichts berichtet, so stimmt doch das ganze von Matthäus geschilderte Verhalten des Herodes zu dem von Josephus gezeichneten Charakterbild auffallend. Wenn Herodes seine eigenen Söhne aus purem Argwohn umgebracht hat, wie sollte er einem Kronprätendenten nicht nach dem Leben getrachtet haben, der ihm noch dazu von den Weisen arglos genug als (nicht, wie Luther übersetzt: „der neugeborene“, sondern als) der „geborene“ – also legitime – König der Juden bezeichnet wurde; denn dass er selbst in den Augen der Juden ein solcher nicht sei, wusste auch Herodes nur zu gut. Es ist also nicht etwa unglaublich, sondern es lässt sich nach all dem Vorausgegangenen gar nicht anders erwarten, als dass der ergaute Mörder sich auch diesen neuen Nebenbuhler durch das Schwert vom Halse zu schaffen sucht. Und das es ihm dabei nicht darauf an-

kommt, gleich noch mit dem Gefürchteten ein paar Dutzend andere unschuldige Kindlein umzubringen, ist selbstverständlich. Von dieser Seite aus wäre also gegen die Echtheit der von Matthäus berichteten Begebenheit gewiss nichts einzuwenden. Aber da hat man nun ein anderes Bedenken haben zu müssen geglaubt. Herodes ist nämlich schon im Jahre 4 vor unserer Zeitrechnung gestorben; wie kann er da den erst einige Zeit nach Christi Geburt verübten Bethlemitischen Kindermord veranlasst haben?

Die Sache ist sehr einfach! Bekanntlich stammt unsere Zeitrechnung keineswegs von den Aposteln, sondern wurde im Jahre 525 durch den Abt Dionysius Eriguus erfunden. Derselbe setzte das Geburtsjahr Jesu nach der Überlieferung auf das Jahr 753 nach der Erbauung der Stadt Rom fest. Die neuern Forschungen haben nun ergeben, dass er sich dabei um 4 bis 6 Jahre geirrt hat, indem er das Geburtsjahr Jesu um so viel zu spät ansetzte. Auch astronomische Berechnungen, auf die wir hier nicht näher eintreten können, haben dies bestätigt. Es steht somit fest, dass Herodes erst 1 bis 2 Jahre nach Jesu Geburt gestorben ist; auf die Nachricht von seinem Tode kehrte Joseph mit Maria und dem Jesuskinde aus Ägypten wieder zurück. Wenn sich also kritiklustige Leute, die ihren Scharfsinn gerne durch Verdächtigung der biblischen Berichte bekunden, neuerdings sehr abschätzig über den Bericht des Matthäus ausgesprochen haben, so können wir ihnen zwar dieses Vergnügen nicht wehren, aber wir dürfen doch darauf hinweisen, dass ihre Behauptungen viel weniger historischen Beweisgrund haben, als der biblische Bericht.

Herodes hat im Ganzen zehn Frauen gehabt. Von den neun Söhnen, welche ihm dieselben geboren, hat er – wie wir gesehen – drei umbringen lassen. Unter drei der ihn überlebenden Söhne verteilte er sein Reich folgendermaßen: Archelaus erhielt Judäa und Samaria, Antipas Galiläa und Peräa, Philippus den nordöstlichen

Teil des Reiches. Antipas heißt im Neuen Testament auch Herodes (Herodes Antipas). Er regierte noch zur Zeit der Wirksamkeit Jesu in Galiläa, weshalb ihm Pilatus den Herrn auch vor der Verurteilung zuschickte, als der König des Passahfestes wegen sich gerade in Jerusalem aufhielt. Erst unter Herodes Agrippa, einem Enkel des „Großen“, wurde das Reich des Begründers der herodianischen Dynastie noch einmal in seiner ganzen Ausdehnung unter einen König gestellt, indem dieser Herodes, den wir aus Apostelgeschichte 12 als den Mörder des Apostels Jakobus kennen, von seinem römischen Freunde, dem Kaiser Claudius, mit der Herrschaft über ganz Palästina belehnt wurde. Er regierte jedoch in die-

ser Eigenschaft nur von 41-44; sein Ende fand er an einer Krankheit, die ihn befiel, als das Volk ihn schmeichlerisch mit einem Gott verglich. So erzählt auch der Geschichtsschreiber Josephus übereinstimmend mit der Apostelgeschichte. Seinen Sohn endlich, Agrippa (II) kennen wir aus der Geschichte des Apostels Paulus. Es ist derjenige, der dem Apostel halb verlegen, halb spöttisch antwortete: „Es fehlt nicht viel, du überredest mich, dass ich ein Christ würde.“ – Das ist das Letzte, was wir von den Nachkommen des großen Herodes hören. Es fehlte aber leider diesem wie jenen nicht bloß wenig, sondern viel, ja alles, um Christen zu sein!

Ein Besuch in London

Am Ostermontag des Jahres 1884 feierte der christliche Sängerbund sein erstes Fest in Bern. Während die Gesangschöre und die Zuhörer von allen Seiten in die Stadt strömten, dampfte ich nach England ab. Ich wollte vor der Abreise meine Angehörigen noch grüßen, und wählte deshalb den Weg über Basel. Der Abschied von Weib und Kind fiel mir gar nicht schwer, denn ich hatte damals weder das eine noch das andere. In meiner Vaterstadt wollte ich noch meine lieben Eltern grüßen, die seitdem bald nacheinander eine größere Reise angetreten haben als ich, und zwar beide, ohne sich noch verabschieden zu können; ich sollte auch dort bei einem in England wohlbekannten Herrn noch allerlei Ratschläge einholen für meine Reise.

Um 9 Uhr Abends entführte mich das Dampfross in eiligem Fluge der Heimat. Man glitt wie auf glatter Eisbahn so leicht und gefällig durch den Jura, über die nachmals so traurig berühmt gewordene Birsbrücke bei Mönchstein, ohne Aufenthalt bis Delsberg. Dort wurden unserem Zug die von Bern kommenden Transitwagen angehängt und wieder ohne Aufhalten glitt unser Schnellzug weiter bis zur Grenzstation. Bekanntlich sind für die Reise nach England durchgehende Wagen in Gebrauch. Diese fahren natürlich nicht bis London, aber doch bis zum Meer nach Calais. Aussteigen muss der Reisende nur in Delle. Dort wird man aus den ersten vormitternächtlichen Schlafversuchen aufgeweckt und ins Zollbüro geschickt. Alles Gepäck der Reisenden wird hier aus den Wagen zusammengetragen; wohl oder übel muss mans öffnen; guckt nichts Verdächtiges heraus, so erhält der Koffer eine geheimnisvolle Hieroglyphe in Gestalt eines Kreidestrichs und ist damit für ganz Frankreich von jeder weiteren Zollrevision befreit.

Meine Reisegesellschaft bot mir bald Gelegenheit zu Studien über den Unterschied des englischen und des französischen Charakters. In Basel

nahmen mit mir im selben Coupé ein Herr und eine Dame Platz. Den Angelsachsen erkannte man in dem Herrn schon an seiner langen Gestalt und seinem ernsten Gesicht. Das Paar kam von Davos, wo sie zusammen den Winter zugebracht [hatten]; jetzt, in den Frühlingstagen reisten sie in die Heimat zurück. Das erfuhr ich freilich erst am andern Morgen; denn während der ganzen Nacht wechselten wir kein Wort. Der Engländer setzte sich in die eine Ecke des Divans und zog seine Reisekappe tief ins Gesicht hinab, seine Frau nahm die andere Ecke, und ich die dritte in Beschlag. So versuchten wir uns alle drei in derselben Kunst und hätten gewiss darin mehr Erfolg gehabt, hätten nicht einige französische Eindringlinge unsere Anstrengungen vereitelt. Zwei junge Pärchen, die irgendwo über die Ostertage ihr Vergnügen gesucht hatten, erstiegen in Delle unser Coupé um mit dem Nachtzug nach Hause zurückzukehren. Diese zeichneten sich nun nicht, wie die Engländer, durch Schweigen aus, sondern verrieten bald, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Kaum saßen sie im Wagen, so ging ein lebhaftes Kartenspiel los, wobei die Zungen nicht langsamer waren als die Finger. Mein Engländer machte seinem Missbehagen durch lautes Blasen Luft, das wohl auch dem Alkoholgeruch galt, den diese ungeladenen Gäste verbreiteten. Zum Glück dauerte der Besuch nicht allzu lange; der Zug hatte Belfort bald erreicht, wo die jungen Leute uns wieder verließen.

Auf der ganzen weitem Fahrt störten uns nur noch die Eisenbahnbeamten, welche bei jeder Stadt, wo der Zug anhielt, die Chauffpieds wechselten, die in den französischen Wagen die Öfen vertreten. Mit Tagesanbruch rieb ich mir den Schlaf aus den Augen, um die Gegend zu beobachten. Ist das ein flaches Land, dieses Frankreich, wenigstens in den nördlichen Teilen, die wir durchfuhren. Wie eintönig diese weiten, beinahe baumlosen Ebenen, verglichen mit unsern malerischen Landschaften, wo alle paar Schritte wieder ein Hof und alle Viertelstunde ein Weiler oder ein Dörfchen kommt, umrahmt von Tannen oder Buchenwald. Von allem erblickte ich in Frankreich nichts, wenigstens nicht in den weiten Strecken, die unser Zug durchschnitt. Da sieht man nur Dörfer und Felder, die letzteren an den Rändern spärlich mit etwas Gebüsch eingefasst.

In Laon machte unser Zug eine kurze Rast, um den Reisenden Zeit zum Frühstück zu lassen. Ein guter Kaffee löste die Zungen, und ich machte, als wir wieder im Wagen saßen, die ersten Versuche, mit meinen Reisegefährten ein englisches Gespräch anzuknüpfen. Da dieselben auch etwa soviel Deutsch verstanden wie ich Englisch, so machte sich die Sache

schon. Sie verstanden, dass mein Reiseziel London sei und mein Interesse vorzugsweise zwei Männern gelte, von denen der eine sich vorübergehend in der Weltstadt aufhielt, der andere schon seit dreißig Jahren dasselbst wirkte. Der erstere war der bekannte amerikanische Evangelist Moody, der damals während acht Monaten in London arbeitete, der letztere der noch besser bekannte Pastor der größten Gemeinde der größten Stadt der Erde, C. H. Spurgeon, der anfangs dieses Jahres zu der noch größeren Gemeinde der Erstgeborenen übergegangen ist, die im Himmel angeschrieben sind. Damals, zur Zeit meines Besuchs in London, stand dieser Mann, erst 50 Jahre alt, noch in voller Wirksamkeit. Der Name Spurgeon ist jedem Engländer bekannt. Der große Baptistenprediger war ohne Zweifel der populärste Prediger seines Landes. Das hat ja auch sein Leichenbegräbnis gezeigt; man rechnet, dass ihm etwa 50 bis 60 000 Menschen die letzte Ehre erwiesen. Doch auch Spurgeon hat nicht lauter Ehre geerntet während seines Lebens, und es ist auch besser so; denn es heißt nicht umsonst: „Wehe euch, wenn euch jedermann wohl redet; dergleichen taten ihre Väter den falschen Propheten auch“. Besonders am Anfang und am Ende seiner Wirksamkeit in London hatte er viel zu leiden; am Anfang wegen seines jugendlichen Eifers in der Verkündigung des Evangeliums, in seinen letzten Lebensjahren aber wegen seines entschiedenen Zeugnisses gegen die freisinnige Theologie, welche leider auch in dem sonst so bibelfesten England Eingang gefunden hat. Als Spurgeon durch sein originelles Auftreten auf der Kanzel die allgemeine Aufmerksamkeit in London auf sich zu ziehen begann, da wurden bald allerlei schlechte Witze über ihn in Umlauf gesetzt. Einen solchen erzählte mir auch mein Reisebegleiter, wie ich bald merkte, ein englischer Hochkirchenmann, der als solcher schon nicht zu den intimsten Freunden des freikirchlichen Predigers zählen konnte. Er sagte mir, Spurgeon hätte einst im übertriebenen Eifer um das Seelenheil seiner Zuhörer während einer Predigt folgendes Kunststück verübt. Er sei, um recht anschaulich zu zeigen, wie schnell man auf dem breiten Wege zur Verdammnis fahre, an seiner Kanzeltreppenlehne heruntergeglitten. Ich glaubte dem Mann das nur halb, und als ich einige Wochen später mit etlichen von Spurgeons Studenten zusammentraf, und sie über die Wahrheit des Histörchens befragte, erklärten mir diese, das sei nicht die einzige Verleumdung, die man über ihren Meister ausgestreut habe. Nun, wäre die Anekdote am Ende auch wahr und hätte nie kein Pfarrer etwas schlimmeres getan, als auf so drastische Weise seine Zuhörer vor dem Verlorengehen gewarnt, so könnte man zufrieden sein; jedenfalls wäre das immerhin noch besser, als wenn ein Vorbild der Herde angesichts seiner Pfarrkinder am Jahr-

markt Karussell fährt, um ihnen ein gutes Beispiel zu geben, wie der Christ sich vergnügen soll.

Je mehr wir uns dem Meer näherten, desto erwartungsvoller schlug mein Herz. Das Meer, das Meer, das große, weite Meer hatte mich von früher Jugend an gar sehr interessiert. Als uns ein alter Lehrer einst sagte, wenn wir von Basel aus immerfort dem Rhein entlang liefen, so kämen wir zuletzt ans Meer, dasselbe sei doch noch gerade nicht so unendlich weit entfernt von uns, wie wir Jungens glauben möchten, da hätte ich schon damals gerne den Versuch gemacht. Jetzt konnte die blaue Flut jeden Augenblick auftauchen; wir näherten uns Calais mit großer Geschwindigkeit. Calais ist bekanntlich derjenige Punkt der französischen Küste, welcher England am nächsten liegt, das seinerseits bei Dover seine Arme Frankreich am zärtlichsten entgegenstreckt. Beide Stationen sind getrennt durch den Ärmelkanal, der bei gutem Wetter von den besten Dampfern an jener Stelle in 80 Minuten durchschiffert werden kann. Der Kanal, oder, besser gesagt, die Meerenge ist aber trotz der nur geringen Breite doch gefährlich, wenn es stürmt, und da dies nicht selten der Fall ist, so sind spekulative Engländer längst auf den Gedanken verfallen, das Meer an dieser Stelle entweder zu überbrücken, oder aber vermittelt eines Tunnels zu unterführen. Dies wäre natürlich sehr bequem; da brauchte man vollends gar nicht mehr die Wagen zu wechseln; man bestiege in Bern oder Basel das Coupé und führe in demselben bis ins Herz von London hinein. So war es aber vor 8 Jahren noch nicht, und so ist es auch heute noch nicht weder zur Überbrückung noch zur Untertunnelung des Meeres gekommen, - nicht weil dies ein Ding der Unmöglichkeit wäre, der modernen Technik ist ja bald kein Unternehmen mehr zu groß, hat man doch auch schon von der Überbrückung des atlantischen Ozeans gesprochen – nein, aber die Politik erlaubt eine zu gute Verbindung des englischen Inselreiches mit dem Kontinent nicht, und deshalb sind auch alle die wiederholten Konzessionsbegehren der Ingenieure für diese Verkehrsstraße an dem Widerstand des englischen Parlaments abgeprallt, das mit Recht sein vom Schöpfer zur uneinnehmbaren Festung gebautes Land der Invasion französischer Truppen nicht eröffnen will.

Um 11 ½ Uhr Vormittags langte unser Zug in Calais an und fuhr wie bei unsern Seen gleich bis zur Dampfschiffstation, wo der Steamer, wie die Engländer zu den Dampfern sagen, schon vor Anker lag. Doch hatten wir bis 1 Uhr Zeit, uns von der ermüdenden Eisenbahnfahrt bei einem guten Mittagessen zu erholen und nach aufgehobener Tafel bis an den Meeresstrand hinauszuspazieren. Die Dampfer kommen nämlich auf ei-

nem kanalartig ins Land hinein angelegten Hafen bis zur Eisenbahnstation; die eigentliche Meeresküste liegt noch etwa zehn Minuten weiter hinaus. Dort aber lag das Meer in seiner ganzen Majestät zum erstenmal vor meinem erstaunten Blick. Ein frischer Seewind wehte von England herüber und erregte die Flut, die sich brandend an der Küste brach. Bis hierher und nicht weiter, hieß es da; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen! Die hohen Berge sind ein unvergleichlicher Schmuck unsers Landes; aber die hohe See hat doch auch ihre Reize, und wer will sagen, welches von beiden der erhabene Anblick sei?

Freilich, wenn man erst den Wasserschlund betritt, so schweigt zunächst die Poesie. Poseidon verlangt Tribut; das Wasser ist ein gefräßiges Element, und die Fische verhungern nicht, so lange noch kein probates Mittel gegen die Seekrankheit gefunden ist. Ein solches gibt es aber nicht, am wirksamsten wäre vielleicht eine gute Portion fester Wille; allein des Menschen Phantasie ist gar oft stärker als seine Vernunft, und weil man sich einbildet, oder andere es einem sagen, man müsse seekrank werden, so wird man's in den ersten fünf Minuten schon. So wenigstens ging es mir. Das Schiff hatte den Hafen noch nicht verlassen, als ich bereits fühlte, dass mein Magen nicht mehr auf festen Füßen stand. Man hatte mir für diesen Fall Rum mitgegeben, und so wenig ich sonst auf die Spirituosen halte, hier glaubte ich diese Medizin anwenden zu sollen. Nach meiner Erfahrung könnte ich aber das gerühmte Mittel niemand anempfehlen; denn wenn es auch bewirkte, dass die Krankheit nicht zum Ausbruch kam, so dauerte doch meine Übelkeit dafür nur um so länger, weshalb ich glaube, dass man am besten tut, in solchen Fällen der Natur ihren Lauf zu lassen.

Unser Schiff brauchte des heftigen Gegenwindes wegen zwei Stunden zur Überfahrt. Als ich aus einem kurzen Schlummer erwachte, in den ich trotz der Seekrankheit verfallen war, lag die englische Küste vor mir. Eine weiße Fluh, aus reinster Kreide gebildet, ragt aus dem Meer empor. Oben über der Fluh dehnen sich grüne Wiesen aus, mit freundlichen Landhäusern und Villen besät; zu ihren Füßen brandet die blaue See. So weit das Auge reicht, zieht sich die weiße Mauer hin, ein natürlicher Schutzwall für das schöne Land. Nur da und dort hat ein Fluss oder Flösschen sich den Weg ins Meer gebahnt und einen breitem oder schmälern Einschnitt in die Mauer gemacht. Diese Einschnitte aber, welche die natürlichen Tore des Landes bilden, hat die vorsichtige Menschenhand mit Festungen verbarrikadiert. Eine solche Festung ist Dover, wo unser Schiff landen soll. Dort steigen die natürlichen Ringmauern des

Landes bis zu 400 Fuß Höhe an, und in einen nur schmalen Terraineinschnitt zwischen die Felsen gebettet, liegt die Stadt. Diese zu betrachten bleibt aber nicht viel Zeit. An der Landungsbrücke steht schon der Schnellzug bereit, der uns in unaufhaltsamem Lauf nach London bringen soll und das um so eiliger, als er durch die Verspätung unsers Dampfers bereits hinter der fahrplanmäßigen Zeit zurück ist. Die nicht unbeträchtliche Strecke zwischen der Hafenstadt und der Hauptstadt des Landes wird in Zeit von zwei Stunden zurückgelegt. So schnell fahren aber bei uns in der Schweiz die Züge nicht, wie hier auf dem nur leicht gewellten Terrain, das vom Meer her nur ganz mäßig ansteigt gegen das Innere des Landes zu. Doch hat man Zeit, die grünen Wiesen zu betrachten, die jetzt – es war Mitte April – schon einen viel üppigern Graswuchs aufweisen als daheim im Kanton Bern. Man fliegt an Gärten vorbei, deren Bäume und Sträucher schon alle grünen; dort sind Schafherden, und jetzt hält unser Zug bei einer Stadt, die den obersten Hirten des Landes beherbergt, nämlich den Erzbischof von Canterbury, der sogar die englische Könige krönen darf. Wir haben aber keine Zeit, den hohen Herrn und seine noch höhere Kathedrale aufzusuchen, denn die Räder unsers Wagens sind schon wieder in Bewegung. Man schaut hin und wieder erwartungsvoll zum Fenster hinaus, ob wohl der Rauch von London sich noch nicht bald sehen lasse; wir sausen aber noch bei mancher Station vorbei, bis endlich zwei große runde Türme sichtbar werden. Das wird wohl der Tower sein, die berühmte alte Londonerburg, welche Julius Cäsar schon gebaut und bewohnt haben soll, und die seitdem so manchem König zur Wohnung, aber auch manchem Prinzen zum Gefängnis diente und die noch heute die Kronjuwelen birgt. Aber nein, wir täuschen uns; ein späterer Augenschein belehrt uns, dass dies die Türme des Krystallpalastes sind. Das ist aber kein Königs-, sondern ein echter Volkspalast, wo zuweilen ein großes Volk von 60 bis 70 000 Menschen zusammen strömt; ein riesenhaftes Gebäude, umgeben von einem riesigen Park, wie man sie in London antrifft. Das Gebäude mit seinen zwei Türmen von 282 Fuß Höhe ist fast nur aus Eisen und Glas gebaut, hat ungefähr 37 Millionen Franken gekostet und wird als Ausstellungshalle, Konzerthalle und als Theater gebraucht oder für irgendwelche Festlichkeiten; auch unser Spurgeon hat dort einmal zu einer an 20 000 Köpfe zählenden Zuhörerschaft gepredigt.

Wir merken jetzt, dass wir bereits auf Londonerboden angekommen sind; denn der Krystallpalast steht in einer der südlichen Vorstädte, namens Sydenham. Hier sind die Häuser noch nicht so eng zusammenge-

baut wie in der eigentlichen Stadt; jedes Haus hat sein Gärtchen oder seinen Park. Hier wohnen die Kaufleute, die während des Tages sich in der Stadt aufhalten, aber am Abend gerne die raucherfüllte Atmosphäre verlassen, um da draußen in besserer Luft sich zu erholen und zu schlafen. In der eigentlichen Altstadt (City) wohnt fast niemand mehr, sondern dort sind die Häuser bis zum Dach hinauf in Geschäftslokale umgewandelt. Bis unser Zug von der äußersten Vorstadt ins Herz von London hineingefahren ist, vergeht noch eine gute Stunde. Wir fahren das eine Mal über die Häuser weg, das andere Mal hinten durch und das dritte Mal gar wieder tief unter den Häusern. Da geht eine Eisenbahnlinie über unsere Köpfe weg und dort wieder fährt ein Zug unter unserer Linie durch.

Endlich um 6 Uhr Abends ist die Kopfstation der London-Chattam und Dover-Eisenbahn erreicht und wir steigen aus. Ich frage den Condukteur nach dem Weg zu meinen Gastgebern, deren Adresse ich ihm weise: „O“, heißt es, „da hätten Sie auf dem nördlichen Bahnhof aussteigen sollen, hier sind wir im Süden der Stadt.“ Was ist zu tun? Ach da nimmt man ein Cab und fährt noch eine Stunde in der Stadt herum. Das ist auch kein Unglück; so lernt man die Stadt gleich besser kennen, als wenn man sie nur per Eisenbahn durchsaust. Das Cab ist ein zweirädriges Chaischen mit Platz für zwei Passagiere und den Kutscher, der über den Köpfen seiner Fahrgäste in schwindelnder Höhe sitzt. Solcher Vehikels kursieren über 13 000 in der Stadt. Daneben sind noch mindestens 700 Omnibusse im Gebrauch, und schon im Jahre 1882 belief sich die Zahl der Tramways auf 644. Außerdem ist ganz London von einem vielverschlungenen Eisenbahnnetz durchzogen, wie gesagt, unter- und überirdisch; alle fünf Minuten fährt ein Zug. Die Züge tragen den Namen ihrer Endstation vorn an der Lokomotive; da musst du selber wissen, in welchen Zug du einsteigen und wo du auszusteigen hast; es wird nicht ausgerufen.

Als ich so zwischen 6 und 7 Uhr abends zum erstenmal durch Londons Straßen fuhr, da konnte ich nur staunen über die Menschenmenge, die diese Stadt durchflutet. Ich dachte, die Leute kommen von der Arbeit, darum sind so viele auf den Straßen; aber meine Wanderungen in den nächsten Tagen belehrten mich bald, dass man hier zu jeder Tageszeit eine solche Menge antreffen kann und zwar bis 11 Uhr abends. Am belebtesten ist's natürlich im Innern der Stadt, in der City, die ausschließlich aus Geschäftslokalen besteht. Da sieht man in den Straßen ganze Wälder von Zylindern, denn fast alle Herren tragen hier solche, sowie Glacehandschuhe. Die Engländer sind ein gut gekleidetes Volk; man muss schon in die schmutzigen Seitengäßchen biegen, um zerlumpte Leute zu

sehen; an solchen fehlt es dann dort allerdings nicht. Es könnte aber jemand viele Wochen lang durch die Straßen Londons wandern, ohne etwas zu ahnen von dem schrecklichen Elend, das diese größte Stadt der Erde in ihren Mauern birgt. Ich selbst habe davon erst einen rechten Begriff erhalten, als mich gegen das Ende meines siebenwöchentlichen Aufenthalts ein Stadtmissionar durch eines der verrufensten Quartiere der Stadt führte, an Häusern vorbei, die er mir als wahre Räuberhöhlen schilderte.

Mein Cabman (Kutscher) führte mich aber nur durch fashionable, anständige Straßen und hielt endlich vor einem einfachen, aber netten dreistöckigen Haus. Dies war die Wohnung der Familie Baxter, bei welcher ich Dank freundlicher Empfehlung für die ersten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt logieren sollte. Herr Baxter, früher Geistlicher der Church of England, der englischen Staatskirche, ist jetzt Herausgeber eines vielgelesenen religiösen Blattes, des Christian Herald, das wöchentlich in einer Auflage von 200 000 Exemplaren erscheint. Der eigentümliche Mann ist auch in unseren Landen bekannt geworden durch seine Prophezeiungen. Er ist ein apokalyptischer Forscher und glaubt die Erfüllung der Weissagungen der Offenbarung voraus berechnen zu können. Insbesondere hat er sich durch seine Forschungen über die Person des Antichrists hervorgetan. Er hat mir einen Traktat geschenkt, in welchem er nachzuweisen sucht, dass die Zahl 666 in Offenbarung 13,18 in apokalyptischer Schrift ausgedrückt den Namen Jerome Napoleon ergebe, so dass also dieser Herr der Antichrist wäre. Leider hat das Schicksal dieses Mannes aber die Berechnungen Herrn Baxters nicht bestätigt. Jerome Napoleon ist gestorben ohne in der Geschichte der Welt eine andere Rolle als die eines gewöhnlichen französischen Lebemannes zu spielen. Als dann Boulanger in Frankreich von sich reden machte, sah Herr Baxter sich veranlasst, seine Berechnungen zu revidieren, und siehe da, auch aus diesem Namen ließ sich vermittelst hebräischer und griechischer Buchstaben die Zahl 666 herausdividieren, und es mag dem eitlen General nicht wenig geschmeichelt haben, wenn er erfahren hat, welche bedeutende Rolle ihm der englische Prophet zuwies. Wer nun nach des Generals wenig rühmlichem Ende zum Kandidaten für die Stelle des Antichrists vorgerückt ist, haben wir nicht in Erfahrung bringen können, aber die genannten Ereignisse haben uns aufs Neue bewiesen, wovon wir schon damals überzeugt waren, wie zweifelhaft doch alle Berechnungen auf diesem Gebiete sind.

Ungleich praktischerer Natur sind die Arbeiten der in unsern Kreisen ebenfalls nicht unbekanntem Frau Baxter, der ebenso begabten wie frommen Gemahlin des genannten Herrn. Um ihre Arbeit zu verstehen und zu würdigen, muss man sich aber auf englischen Boden versetzen und seine deutschen Vorurteile gegen die Frauentätigkeit auf dem Gebiet der Evangelisation ein wenig bei Seite legen. Frau Baxter arbeitet den ganzen Tag außer dem Hause in einer Anstalt wo Kranke unter Handauflegung und Gebet ohne den Gebrauch natürlicher Mittel auf ihre Heilung warten, ähnlich wie in Hauptweil in Männedorf und im Ried bei Biel. Bei meinem Besuch in London im Jahre 1884 bestand diese Anstalt erst seit kurzer Zeit. Wie ich höre, hat sich das Werk seitdem sehr ausgedehnt und es ist noch eine Missionsanstalt dazugefügt worden, die ganz nach denselben Grundsätzen geleitet wird. Das Haus für die Kranken wird Bethshan genannt und steht im Norden von London. Damals standen noch Herr und Frau Boardman an der Spitze, zwei alte erfahrene Christen, von denen besonders die Frau mir durch ihr nüchternes, gemüthliches Wesen einen guten Eindruck machte. Herr Boardmann ist vor einigen Jahren zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Jeden Mittwoch Nachmittag werden in Bethsan Versammlungen abgehalten, wobei die Heilung durch den Glauben verkündigt und durch Zeugnisse Geheiliger bestätigt wird. Ich wohnte diesen Versammlungen öfters bei und habe da merkwürdige Dinge gehört. Da war z.B. ein junger Mann, der im letzten Stadium der Schwindsucht in das Haus gekommen war; er wurde geheilt und diente jetzt dem Herrn in dem Hause mit seiner wiedergewonnenen Gesundheit. Ein besonders merkwürdiger Fall ist kürzlich von zwei Berner Herren erzählt worden, die letzten Frühling dasselbe Haus besuchten. Sie trafen dort einen Jüngling, dessen beide Augen längst ausgelaufen waren und der auf das Gebet des Glaubens hin neue Augen erhalten hat.

Doch muss hier gesagt werden, was mir nicht entging, daß nämlich auch in diesem Hause nicht alle Leute geheilt werden. So erinnere ich mich eines blinden Predigers, den ich in Bethshan traf, der meinte, seine Augen müssten geöffnet werden; es geschah aber nicht. Das ist um so beachtenswerter, als es, soviel ich weiß, mit der Theorie der lieben Freunde nicht stimmte, die meinten, wo es nicht am Glauben und nicht an der Heiligung fehle, da müsse die Heilung erfolgen. Ich denke, daß man seitdem auch dort durch die Erfahrung eines andern belehrt worden ist. Ich muss aber hier deutlich betonen, daß in Bethshan keineswegs die Heilung in den Vordergrund gestellt wird, sondern die Heiligung. Die Heilung wird nur als die Folge der Heiligung betrachtet, und so werden auch

niemanden die Hände bald aufgelegt. Man wartet, bis daß man überzeugt sein kann, soweit dies Menschen zu erkennen möglich ist, daß der Patient sich unbedingt dem Herrn als seinem Retter von Sünde und seinem Arzt übergeben hat; dann wird der Betreffende in einer Versammlung nach Jakobus 5,14 mit Oel gesalbt, es wird unter Handauflegung speziell für seine Heilung gebetet, und da ist es schon oft geschehen, daß die Krankheit augenblicklich gewichen ist. Die dortigen Freunde haben den Grundsatz, daß sie in der Regel diese Handlung nur einmal vornehmen, wie sie auch Fürbitten nur einmal dem Herrn vortragen, um Ihm dann das weitere gänzlich zu überlassen. Ich habe einmal Herrn Zeller in Mänedorf dies erzählt; da sagte er mir: „Elias hat nur einmal gebetet, daß Feuer vom Himmel falle, aber siebenmal um den Regen.“ Es läßt sich also jedenfalls kein bestimmter Grundsatz über das „wie oft“ aufstellen. Die Engländer haben nun einmal die Art, daß sie gerne bestimmte Schablonen verwenden. Wir wollen es ihnen nicht wehren. Es gilt auch hier: Euch geschehe nach eurem Glauben! Und es geschieht.

„London ist die größte Stadt der ganzen Erde“. Die Kenntnis dieses Satzes verdanke ich dem Geographiebüchlein das wir in der untersten Klasse des Gymnasiums auswendig lernen mußten; von der Bedeutung diese Wahrheit erhielt ich aber erst 15 Jahre später einen Begriff, als ich während sieben Wochen Tag für Tag die Stadt zu Fuß, per Bahn und per Omnibus durchkreuzte und doch niemals an ein Ende kam.

Zwar erinnere ich mich noch lebhaft einer roten Laterne, die vor einem Wirtshaus hing im südlichen Teil der Stadt und auf welcher in weißen Buchstaben die Inschrift prangte: The worlds end (der Welt Ende). Hier musste also offenbar in alter Zeit der Markstein der Stadt gestanden haben, die ja für den Engländer den Inbegriff der Welt ausmacht; allein der menschliche Fortschritt hatte den Grenzpfahl längst über den Haufen geworfen, denn jenseits von The worlds end liegt jetzt noch eine halbe Stadt, so daß also die betreffende Schenke nur noch in dem Sinn den bezeichnenden Namen „der Welt Ende“ trägt, als leider nur zu oft die Welt in den Wirtshäusern ein klägliches Ende nimmt, wie auch die Saufbrüder in ihrem beliebten Liede selbst bekennen: „O du lieber Augustin, alles ist hin!“

Schon im Jahre 1881, wo die letzte Volkszählung vor meinem Besuche stattgefunden hatte, zählte man auf den städtischen Gebiet im Durchmesser von 10 Stunden eine Bevölkerung von 4.500.000 Menschen. Laut statistischen Angaben vermehrt sich diese Zahl jährlich um 45.000. London hat also jetzt zusammen mit seinen Vorstädten jedenfalls die 5 Milli-

onen reichlich erreicht, was man übrigens schon im Jahre 1884 behauptete.

Man kann sich kaum eine zutreffende Vorstellung davon machen, welche gewaltige Masse von Nahrungsmitteln zur Erhaltung einer solchen Menschenmenge erforderlich ist. London bedarf jährlich 2 Millionen Malter Weizen, 800.000 Ochsen, 4 Millionen Schafe, Kälber und Schweine, 9 Millionen Stück Geflügel und 130.000 Tonnen Fische. Dazu isst man sehr viele Kartoffeln, und der Verbrauch von Gemüse und vielen andern Dingen läßt sich selbstverständlich gar nicht kontrollieren. Die Preise der Lebensmittel sind bedeutend höher als bei uns; das Fleisch, das einen Hauptbestandteil der Nahrung bildet, kostet mindesten das Doppelte. Dafür sind aber Kleider und eine Menge anderer Artikel bedeuten billiger und trotzdem noch besser als bei uns. Zum Kochen und Heizen bedient man sich fast ausschließlich der Steinkohlen, deren England ja unerschöpfliche Vorräte besitzt; Holz wird nur in dünnen Spänen zum Feueranzünden benützt; es ist sehr teuer; dafür sind die Kohlen um so billiger.

Der Mensch lebt aber nicht vom Brot allein und auch nicht nur von Ochsenfleisch und Fischen etc; darum hat der liebe Gott für die 5 Millionen Londoner auch noch in anderer Weise gesorgt. Kaum werden anderswo größere Anstrengungen gemacht, um das Volk mit dem Worte Gottes zu versorgen, als in dieser Stadt. Du kannst durch keine bedeutendere Straße gehen, ohne nicht wenigstens eine Kirche oder Kapelle anzutreffen, meistens aber sind es deren mehrere. Und doch könnten in den 1.500 Kirchen und Kapellen der Stadt noch kaum ein Zehntel der Bewohner Platz finden, wenn sie es versuchen wollten. Die Straßenpredigt, in London an den Sonntagen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, ist also keine überflüssige Einrichtung. Man stelle sich aber nicht vor, daß auf den Straßen Hunderte oder gar Tausende einer solchen Predigt lauschen; gewöhnlich ist es nur eine kleine und wechselnde Zuhörerschaft, welche mit ihrer Aufmerksamkeit den Eifer des Mannes belohnt, der sich mit etlichen Gefährten oder Gefährtinnen an einer Straßenecke aufstellt oder mit oder ohne Harmoniumbegleitung ein Lied zu singen anfängt, um dann den durch den Gesang Herbeigelockten das Evangelium in einfachster Sprache zu verkündigen. Diese Veranstaltung ist natürlich in erster Linie auf die no-church-goers, d.h. auf die unkirchlichen Leute berechnet, denen es in London ganze Massen gibt.

Die Frage, wie man diese Massen erreichen soll, ist für die englischen Christen zu einer der brennendsten geworden. Die Londoner Stadtmission beantwortet dieselbe durch hunderte von Stadtmissionaren, welche ih-

re segensreiche Tätigkeit bis in die verrufensten Quartiere erstrecken. Während aber die Stadtmissionare mehr den einzelnen verlorenen Schafen nachgehen, werden von anderer Seite Versammlungen veranstaltet, in welchen man gerade jene Leute, die keine Kirche oder Kapelle besuchen, unter den Einfluss des Evangeliums bringt. Solche Evangelisationsversammlungen wurden nun gerade während meiner Anwesenheit in London im Jahre 1884 in großem Maßstabe abgehalten. Man hatte dazu den bekannten Evangelisten Moody mit seinem Solisten Sankey extra von Amerika nach England herüberkommen lassen. Moody hatte schon zweimal vorher in England evangelisiert, im Jahre 1874/75, wo zum erstenmal die Kunde von diesem gesegneten Mann auch zu uns in die Schweiz gedrungen ist und wir zugleich die unvergleichlichen Sankeylieder zu singen begannen, deren Schall seitdem so lieblich in unseren Ohren tönt. Moody arbeitete damals zuerst in Schottland, blieb allein in Edinburg 3 Monate, wo 2.000 Personen seiner Wirksamkeit ihre Bekehrung verdankten und kam dann im Jahre 1875 nach London, wo er in der großen Agricultural Hall, die sonst für landwirtschaftliche Ausstellungen benützt wird und 15.000 Menschen fasst, Abend für Abend eine nie dagewesene Zuhörerschaft vereinigte. Neben den verkommensten Menschen der Metropolis konnte man auch die hochgestellten Persönlichkeiten der englischen Nation unter seinen Zuhörern erblicken, so den berühmten Premierminister Gladstone und die Prinzessin von Wales. Im Jahre 1881 stattete Moody wiederum in Begleitung Sankeys, England seinen zweiten Besuch ab, und nun im Jahre 1884 war er zum drittenmal da, diesmal ausschließlich für London, wo er 8 Monate lang arbeitete und zwar un-
ausgesetzt, indem er jeden Tag mit Ausnahme des Samstags, den er grundsätzlich feiert, abends eine Evangelisationsversammlung und nachmittags eine Bibelstunde hielt, während er Sonntags sogar vier mal predigte.

Während meines siebenwöchentlichen Aufenthaltes in London besuchte ich an den Werktagen abends Moodys Versammlungen fleißig. Ich war ja nicht zu meinem Vergnügen nach England gegangen oder nur um die Sehenswürdigkeiten der großen Weltstadt anzustaunen, sondern ich wünschte praktische Studien zu machen für das Werk der Evangelisation, an dem ich in der Heimat stand und angetan zu werden mit Kraft aus der Höhe. War ich doch nicht ganz unerfahren in dem Werk der Evangelisation, sondern ich hatte in den letzten beiden meinem Besuch in England vorausgehenden Jahren dem Herrn zu dienen gesucht durch eine fast ununterbrochene Verkündigung des Evangeliums zu Stadt und Land inner-

halb des Werkes der Evangelischen Gesellschaft im Kanton Bern. Auch war diese Arbeit nicht vergeblich gewesen; der Heiland hatte sich des unwürdigen Werkzeuges in Gnaden zur Rettung teuer erkaufte Seelen bedient. Gerade die Woche vor meiner Abreise nach England war eine der für mich selbst und für meine Zuhörer gesegnetsten Predigtwochen gewesen, wo ich von Palmsonntag bis Ostern elfmal das Evangelium verkündigen durfte. Aber die Erfolge befriedigten mich um so weniger, als ich in mir selbst einen tiefen Mangel spürte und es ja die Eigentümlichkeit des Menschenfischers ist, daß er nie genug Seelen gewinnen kann. Nun heißt es in den Sprüchen Salomos: „Wer Seelen gewinnt, der ist weise“; ich wollte also zu einem solchen Weisen in die Lehre gehen, von dem ich wußte, daß er die gesegnete Kunst, Seelen für das Lamm Gottes zu werben, besser verstehe, als ich.

Was habe ich nun hier gesehen? In erste Linie ist mir aufgefallen, dass man den Evangelisten nicht allein zappeln ließ, sondern seine Arbeit kräftig unterstützte. Es hatte sich in London eigens zu dem Zweck um Moody herbeizurufen und die für seine Evangelisationsarbeit notwendigen Anordnungen zu treffen, auch die erforderlichen Mittel aufzubringen, ein Comité von etlichen Herren zusammen getan. Die Engländer sind praktische Leute. Sie begnügen sich nicht damit, bloß einen Prediger herbeizuwünschen, um es dann dem Herrn zu überlassen, für die erforderlichen Mittel zu sorgen. Moody ist von keiner Gesellschaft angestellt; er arbeitet frei für den Herrn. Der Herr sorgt für ihn; aber er bedient sich der Menschen hierzu; nur ausnahmsweise lässt er seine Knechte durch Raben ernähren, wie dies bei Elias einmal geschah. Das wissen die Engländer wohl und, man muss es ihnen lassen, sie sind nobel in der Fürsorge für die Diener des Herrn. Sie lassen sich ihre Religion etwas kosten, denn sie gehen von dem Grundsatz aus: Was nichts kostet ist nichts wert. Sie habens auch, sagt man; aber eben, weil sie geben, darum haben sie auch.

Nun höre man, was diese Leute taten. Trotzdem es in London, wie gesagt, so viele Kirchen, Kapellen und Hallen gibt, die man für Versammlungen benutzen könnte, ließen diese Herren doch extra für Moodys Versammlungen zwei große transportable eiserne Hallen erbauen, in derer jeder 5.000 Menschen bequem Platz finden konnten. Während nun Moody in der einen Halle 3 Wochen lang täglich seine Versammlungen abhielt, wurde die andere Halle in einem andern Stadtteil aufgerichtet, so dass er nach Verfluß von 5 Wochen ohne Unterbrechung einfach dort weiterfahren konnte. Dann wurde jene erste Halle wieder abgebrochen

und anderswo aufgebaut und so kam's, dass Moody im Stande war, 8 Monate lang ohne Unterbrechung sein Evangelisationswerk zu betreiben. Ich erinnere mich heute nun nicht mehr genau, wie viel diese Hallen gekostet haben, nur weiß ich noch, dass die Summe in die Hunderttausende ging. Dazu kam dann noch der Mietzins für den Grund und Boden, auf welchem man die Hallen errichtete. Wenn im Innern der Stadt der Quadratfuß über 600 Franken kostet, so wird der Bodenzins für ein derartiges Gebäude auch keine Kleinigkeit betragen. An alle diese Kosten wurde aber von den Besuchern der Versammlung kein Rappen verlangt. Während sonst in allen englischen Gottesdiensten ganz tüchtig kollektiert wird, hatte man hier nicht einmal eine Büchse aufgestellt. Dies war eine so ungewöhnliche Erscheinung, daß Moody seine Zuhörer einmal besonders darauf hinwies, als auf einen Beweis, daß die Veranstalter dieser Versammlungen von der Liebe Christi getrieben seien. „Satan ever gets, he never gives, d.h. Satan nimmt immer, er gibt nie!“ rief er aus und stampfte dabei tüchtig auf den Boden seiner Kanzel; „da könnt ihr also sehen, daß diese Sache nicht von Satan kommt, sondern von Gott.“

Wie ging es denn in diesen Versammlungen zu? Wir kommen eines Abends um 7 Uhr zu der Halle, die jetzt, in der ersten Zeit unsers Aufenthalts in der Stadt, im Norden von London aufgestellt ist, auf einem noch unbebauten Terrain. Wir haben den Platz von unserer Wohnung aus mit dem Tram in einer dreiviertelstündigen Fahrt erreicht; andere langen mit den Zügen an, denn es stellen sich Besucher aus allen Stadtteilen ein. Vor der Halle sind einige Verkaufsbuden aufgestellt, wo vorzugsweise Moodys Schriften zu haben sind. Die anno 75 in deutscher Sprache erschienenen 12 Reden, welche mit so großem Interesse überall gelesen wurden und die wir für das Beste halten, was uns in dieser Art zu Gesicht gekommen ist, sind längst durch eine ganze Reihe von Bändchen neuern Datums vermehrt. Es existiert schon eine ganz respektable Moody-Bibliothek. Die Engländer und Amerikaner verkennen die Macht des gedruckten Wortes neben dem gepredigten nicht und halten es nicht für Zeitverschwendung, christlich Bücher zu schreiben. Wir nehmen uns als Kram die beiden neu erschienenen Büchlein „Allmächtige Gnade“ und „Kraft aus der Höhe“ mit, von denen das letztere seitdem in deutscher Sprache herausgegeben worden ist. Das Moody und Sankey Singbuch haben wir schon beim ersten Besuch dieser Versammlungen gekauft, denn wir lieben es nicht in einem Gottesdienst zu sitzen wie ein stummer Fisch. Hier ist aber auch dafür gesorgt, daß jeder sich das in diesen Versammlungen gebrauchte Singbuch anschaffen kann. Es ist nämlich in

den verschiedensten Ausgaben zu haben und in der kleinsten, ohne Noten, schon zu einem Penny (10Cts) erhältlich, obgleich es 441 verschiedene Lieder enthält. Wir haben eine mit Noten versehene Ausgabe vorgezogen und eine solche in bequemem Taschenformat in weichem Leinwandeinband zu 2 Schilling (Fr. 2,50) erhalten.

Wir kommen zum Eingang der Halle. Es ist noch früh, und doch drängen sich schon viele Leute herbei. Ein Mann mit schwarzem Helm, in welchem wir einen Londoner Polizisten erkennen, steht Wache an der Tür und fordert mit der diesen Leuten eigenen Höflichkeit uns die Eintrittskarte ab. „Please your ticket, gefälligst ihr Billet“, bittet er. Unsere Gastgeber haben uns zum Glück ein solches besorgt, das uns den Eintritt zu allen diesen Versammlungen gestattet; sonst lauten die Eintrittskarten in der Regel nur auf einen bestimmten Abend. Aber wozu in aller Welt sind für Evangelisationsversammlungen Eintrittskarten erforderlich und Polizei? Muss man nicht froh sein, wenn die Leute überhaupt kommen und ist am Ende nicht ganz sauber, dass ein Landjäger dabei sein muss? Nur keine Angst, der Landjäger nimmt dich nicht [mit] und die Eintrittskarten erhältst du umsonst; die ganze Einrichtung ist nur der guten Ordnung wegen da. Jede öffentliche Versammlung steht in England unter dem Schutz der Polizei, die religiösen Versammlungen nicht zuletzt, ja die Londoner Polizisten finden sich besonders gerne bei solchen ein, denn sie sind samt und sonders Gentlemen und überdies sind manche von Ihnen von Herzen fromm. Der Polizist an der Türe wäre eigentlich nicht einmal verpflichtet, die Eintrittskarten zu kontrollieren, das tut er nur aus Gefälligkeit, denn er hat ein Interesse für die Evangelisation, da er genugsam sieht, wie notwendig, solche Rettungsarbeit für die gottentfremdeten Massen Londons ist.

Was aber die Eintrittskarten betrifft, so ist der Zudrang zu Moodys Versammlungen eben so groß, dass immer eine Menge Leute keinen Platz mehr finden können, obschon die Halle, wie gesagt, 5.000 Personen fasst. Da muss also eine Einrichtung getroffen werden, dass nicht jeden Abend dieselben Leute hinein kommen und andere gar nie, deshalb gibt man Karten aus, die auf einen bestimmten Abend lauten. Diese Karten werden nun von einem ganzen Heer freiwilliger Mitarbeiter, die Moody überall aufruft, wo er hinkommt, in den Häusern verteilt und zwar in erster Linie an solche Leute, auf die man's bei der Evangelisation abgesehen hat, an die Unkirchlichen. Diesen speziell Eingeladenen werden in der Halle die besten Plätze reserviert. Gerade vor der Kanzel, oder eigentlich Rednertribüne, ist ein großes Viereck durch Schnüre vom übr-

gen Raum für sie abgegrenzt. Dies ist eine sehr praktische Einrichtung, welche es verhütet, dass der Arbeiterbevölkerung, die ja nicht so früh zur Stelle sein kann, der beste Platz weggenommen wird.

Auf den vordersten Bänken sehen wir Leute in roten Röcken; das sind Soldaten, welchen man eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkt. In England ist ja bekanntlich der Soldatenstand ein besonderer Beruf; und diese Soldaten sind in der Regel keine frommen Leute; man weiß ja welche Gattung Leute es sind, die Handgeld nehmen. Nun gibt es aber in England vornehme christliche Damen, die sich nicht schämen, gerade diesen Soldaten das Evangelium zu bringen, während wieder andere vorzugsweise unter den Eisenbahnangestellten missionieren und noch andere untern den Polizisten. Für alle diese Berufsklassen werden von solchen Damen besondere Versammlungen abgehalten. Dies erscheint uns höchst sonderbar; aber man muss wissen, dass der Engländer eine große Achtung vor dem weiblichen Geschlechte hat und das Evangelium lieber von einer Frau annimmt, als von einem Mann. Natürlich muss man sich nicht denken, als würden diese Damen geradezu predigen; nein, sie suchen diese Angestellten einzeln auf, interessieren sich für dieselben und für ihre Familien, halten aber allerdings auch Versammlungen mit ihnen ab. Solche Damen brachten nun ihre Schützlinge auch in Moodys Versammlungen mit, sorgten ihnen für Eintrittskarten und Singbüchlein und redeten am Schlusse ein freundliches Wort mit ihnen. Moody selbst schenkte den Soldaten besondere Aufmerksamkeit; oft redet er sie in seinen Ansprachen direkt mit „ye soldiers“ (Ihr Soldaten) an. Man wurde ordentlich an Johannes den Täufer, den großen Bußprediger in der Wüste erinnert, zu dem auch die Kriegsknechte kamen.

Eine besondere Spezialität in diesen Versammlungen waren auch die Mütter, die mit ihren Säuglingen auf den Armen erschienen. Überhaupt ist es nichts ungewöhnliches in England, daß der Gottesdienst durch das Schreien kleiner Kinder belebt wird. Die englischen Christen gehen Familienweise zur Kirche und Kapelle. Der Hausvater mietet einen Kirchenstuhl, worin er mit all den Seinigen Platz finden kann; die Plätze werden nämlich in den Kirchen und Kapellen bezahlt, nur für besondere Gottesdienst, wie jetzt bei Moody, sind sie frei. Also die Mütter kamen auch mit ihren Säuglingen zu Moodys Versammlungen und zwar nicht nur um 3 Uhr, sondern auch 8 Uhr Abends noch. Moody hatte nichts dagegen; nein, er sagte oft: „Ich sehe diese Mütter mit ihren Kindern gerne kommen“. Um aber den Müttern eine ungestörte Teilnahme an der Versammlung zu ermöglichen, was tat man? Da gaben sich eine ganze An-

zahl junger Damen dazu her, den Müttern während der Versammlung die Kinder in einem anstoßenden Lokal zu pflegen. Wie viele Mütter kommen bei uns jahraus, jahrein in keine Predigt; die gute (?) Sitte verbietet ihnen, die Kinder mitzunehmen; wer gäbe sich dazu her, solch einer Mutter am Sonntag während einer Stunde hie und da ihr Kind zu hüten?

Wir sind bald nach 7 Uhr in die Halle getreten, obschon die Versammlung erst um 8 Uhr beginnen soll. Wir verstehen eben nicht so gut Englisch, um auch mit einem der hintersten Sitze vorlieb nehmen zu können, und der Amerikaner spricht ohnehin sehr rasch und undeutlich für unser ungeübtes Ohr. Das Gebäude bildet ein Quadrat. Der ganzen hinteren Seite entlang zieht sich eine Plattform hin. Dort sitzt der Chor und, soweit noch Raum ist, auch Zuhörer. Vor der Plattform in der Mitte, in gleicher Höhe, die Kanzel, eine einfache viereckige Konstruktion aus Holz mit einem Geländer, das aber den Prediger nicht verdeckt. Es ist dies die amerikanische Kanzelform, wobei der ganze Mann sichtbar bleibt. Die Kanzel ist noch leer, aber der Chor ist schon zur Stelle und singt ein Lied um andere, während sich die Halle füllt. Man hat mir oft gesagt, in England höre man keinen schönen Gesang. Das hat seine Richtigkeit, soweit es die Kirchen betrifft, wo man nur altmodische Lieder singt und keine so mächtigen Choräle wie bei uns. Aber die Sankey-Lieder habe ich doch bei weitem nirgends so gut singen hören wie in diesen Versammlungen in London. Für das rasche, lebhaftes Temperament der Engländer sind sie eben wie gemacht. Und dann singen diese Leute im Bewusstsein, daß sie ihren Zuhörern das Evangelium ins Herz hinein singen sollen; es ist denn auch gar nicht selten, daß Seelen durch das bloße Anhören dieser Lieder erweckt werden und das angebotene Heil ergreifen. So soll das Lied; „Jesus von Nazareth geht vorbei“ von besonders mächtiger Wirkung sein. So bekannte in einer Versammlung ein junger Mann: „Dass ich einen Heiland bedürfe, habe ich zum erstenmal gefühlt, während Herr Sankey sang: „Jesus von Nazareth geht vorbei“. Und als er zu der Stelle kam: „Zu spät, zu spät, o ernster Schrei, Jesus von Nazareth geht vorbei“, da beschloss ich bei mir selbst, es dürfe für mich nicht zu spät werden und ich nahm in jenem Augenblick den Heiland auf in mein Herz.“ Sankey leitet den Chor nicht selbst, sondern ein anderer Herr. Er selbst singt nur Solos, zuweilen auch in Begleitung anderer Stimmen. Bei ihm ist aber nicht der Wohlklang der Stimme die Hauptsache, er bietet keinen Ohrenschaus, sondern er singt das Evangelium und zwar so deutlich, daß man in der großen Halle jedes Wort verstehen kann. Auch andere Herren und Damen trugen Quartett- und Sologesänge vor; unter

den letzteren zeichnete sich besonders eine Lady Radstock, die Tochter des bekannten Lord Radstock, durch ihren prachtvollen Sopran aus.

Während des Gesangs betritt Moody kurz vor 8 Uhr die Plattform. Er ist ein kurzer, wohlbeleibter Mann von untersetzter Statur, mit dunklem Vollbart, der den kurzen Hals so verdeckt, daß der Kopf unmittelbar auf der Schulter zu sitzen scheint wie bei Luther. Mit Feldherrnblick übersieht er die Situation. Schon ist alles angefüllt; aber immer noch drängen sich Scharen an der Tür, im Rücken der Versammlung. Der Eintritt ist nämlich durch eine Tür gestattet, während die Entleerung des Gebäudes durch verschiedene Türen erfolgt. Die Nachzügler werden von 8 Uhr an nicht mehr jederzeit eingelassen, sondern nur während des Gemeindegesanges. Moody gibt selbst durch Drücken auf einen elektrischen Knopf den Türhütern das Zeichen, wann sie öffnen müssen. So wird verhütet, daß nicht wie bei uns, Gebet, Bibellesen und Predigt durch verspätete Ankömmlinge gestört wird.

Doch erinnere ich mich auch einer Störung eigentümlicher Art. Ein Betrunkener hatte den Weg in die Versammlung gefunden. Während nun Moody redete, fiel ihm jener plötzlich ins Wort. Moody sprach gerade über den Text: „Was der Mensch säet, das wir er ernten.“ Die Kundgebung des Betrunkenen veranlasste ihn nun, gerade diesen als Beispiel zu nehmen für die Wahrheit seines Textes. er zeigte, wie ein Trinker oft in seinen eigenen Kindern wieder ernte, was er gesät hat. Dann fügte er den Wunsch bei: „I wish, all the whisky should be in the Thames, and all the publicans in the kingdom of God, d.h. Wäre doch nur aller Schnaps in der Themse (den Fluss, der durch London fließt) und alle Wirte im Reiche Gottes!“ Bei dieser treffenden Bemerkung brach ein Gelächter aus, und die Versammlung klatschte Beifall, was in England nichts ungewöhnliches ist. Moody verbot sich aber diese Beifallsbezeugung, indem er sagte: „Lasst das bleiben, ein Trunkenbold wird nicht durch Klatschen gerettet!“

Moody's Reden sind kurz, voll treffender Bemerkungen obiger Art und sind gewürzt mit Geschichten und Anekdoten, die er selbst erlebt oder doch gesammelt hat. Er macht sich nichts daraus, wo er hinkommt, immer wieder dieselben Beispiele zu erzählen. Er hat einen Zyklus von Vorträgen, den er beständig wiederholt. Jeden Abend redet er über ein bestimmtes Thema, wie z.B. über das Gewissen, über Buße, Vergebung, Widergeburt; die Rede über Säen und Ernten wollen wir später mitteilen, da sie noch nirgends in deutscher Übersetzung erschienen ist. Es sind zwei Bändchen von Moody's Reden in deutscher Übersetzung herausge-

kommen: „Zwölf Reden“ und „Der Weg zu Gott“. Man kann kaum eine volkstümlichere Art der Verkündigung des Evangeliums finden. Obgleich Moody kein gebildeter Theologe ist, sondern ein Mann aus dem Volk, der allmählich vom Sonntagsschullehrer zum Prediger wurde, und jetzt eine der größten Gemeinden in Chicago hat, so sind doch seine Reden voll wahrer Theologie. Der Mann ist in der Bibel zu Hause und weiß, was er glaubt. Alle Schriftlehren finden sich bei ihm in lebendiger, praktischer Form ausgedrückt. Wie lieb ihm die Bibel ist, hat er bei dem großen Brand von Chicago im Oktober 1871 bewiesen. Damals verbrannte sein Haus, das ihm seine Freunde geschenkt hatten, und seine Kapelle. Ein Freund fragte ihn Tags darauf, ob er alles verloren habe. „Alles“, antwortete er, „nur meinem guten Namen und meine Bibel nicht.“ Seine Frau hatte ihn in der Eile ermahnt, sein Portrait zu retten. „Das würde sich schön ausnehmen, wenn ich mein eigenes Bild durch die Straßen tragen wollte“, erwiderte er, nahm seine Bibel unter den Arm und entfloh aus dem brennenden Haus. Später sagte er einmal, er würde diese Bibel nicht für 10.000 Dollars hergeben. Sie ist voller Randglossen, Parallelstellen und Notizen, die er selbst hineingezeichnet hat und die ihm beim Predigen gute Dienste leisten. Er hat sich in seine Röcke eine besondere Tasche machen lassen, um diese Bibel immer bei sich zu tragen.

Wenige Minuten nach 9 Uhr pflegt Moody seine Rede abzubrechen, um zum zweiten Teil seiner Arbeit überzugehen, nämlich das in der Predigt ausgeworfene Netz zu ziehen. Er bittet die ganze Versammlung, betend das Haupt zu neigen; man betet in England in den Versammlungen sitzend (nur in der Staatskirche und bei den Methodisten kniend) und singt meist stehend. Während nun alle betend das Haupt neigen und eine große Stille entsteht, bleibt Moody auf seinem Posten und bittet diejenigen aufzustehen, die, wie er sich ausdrückt, „Christen werden wollen.“ Nun stehen einige auf. Moody zählt sie laut 1,2,3 usw., bis ihre Zahl 200 oder mehr erreicht hat. Er bittet alle anwesenden Christen, für diese still zu flehen. Dabei ermutigt er fortwährend zum Aufstehen: „Wer will ein Christ werden? Steht unverzüglich auf! Schämt euch nicht!“ Diese Rufe hört man während dieser Zeit beständig ertönen. Endlich, wenn die Zahl voll ist, ersucht Moody einen der immer anwesenden Prediger für die Aufgestandenen zu beten. Zuweilen werden auch Gebetsanliegen vorgebracht. Eine Mutter ruft: „Für einen Sohn!“ Eine andere: „Für eine Tochter!“ Wieder jemand anders: „Für einen Freund, eine Freundin!“ – soll

man beten. Es sind feierliche Momente, und alles geht so ungezwungen, es fällt niemanden ein, zu lachen oder zu kritisieren.

Nachdem nun gebetet ist, läßt Moody alles aufstehen zum Gesang und bittet alle diejenigen, die Christen werden wollen, in den Sprechsaal hinüber zu gehen, der von der Predigthalle durch eine Wand abgetrennt, an dieselbe stößt. Dort wird dann während die große Versammlung entlassen wird, noch die Hauptarbeit getan. Es sind nämlich eine ganze Anzahl freiwilliger Mitarbeiter da, die im Sprechsaal mit den einzelnen Seelen reden und beten. Die schwierigeren Fälle werden Moody selbst zugewiesen. So kommen an einem Abend oft Hunderte zu einer seelsorgerlichen Unterredung und viele Seelen werden auf diese Weise dem Heiland zugeführt. Es läßt sich wohl denken, welche Überwindung es manchen Mann kosten mag, vor den Augen seiner Kameraden aufzustehen und in den Sprechsaal hinüberzugehen und auf diese Weise seinen Entschluss zu bekennen, daß er sich bekehren will. Aber eben dieses offene Bekenntnis will Moody den Leuten nicht ersparen, weil er aus Erfahrung weiß, was für ein Segen darauf liegt.

Zum Beweis dafür, wie notwendig und gesegnet diese Besprechungen sind, wollen wir hier aus vielen nur ein Beispiel erwähnen, das Moody selbst erzählt hat:

„Während ich in einer amerikanischen Stadt predigte, kam am Schluss der Abendversammlung ein gutgekleideter Mann zu mir mit traurigem Gesicht. Um die Ursache seiner Traurigkeit befragt, antwortete er mir: „Ich bin leider ein Betrüger. Ich habe Geld unterschlagen, das meinen Prinzipalen gehört. Wie kann ich Christ werden, ohne es wieder zu erstatten?“

„Besitzen Sie das Geld noch? fragte ich ihn.

„Nicht mehr alles“, sagte er. „Ich habe 1.500 Dollar genommen, davon sind noch 900 übrig. Könnte ich nicht versuchen, mit diesen 900 Dollars zu handeln, um das Fehlende wieder zu gewinnen, damit ich dann die ganze Summe zurückbezahlen könnte?“

Ich erklärte ihm dieser Gedanke sei ein Betrug des Satans. Er könne nicht erwarten, mit gestohlenem Gelde gute Geschäfte zu machen, sondern er müsse sofort hingehen und das zurückgeben, was er noch habe, und Gott und seine Prinzipale um Verzeihung bitten.

„Dann lassen mich meine Prinzipale einstecken,“ antwortete er. „Gibt es keinen anderen Ausweg?“

„Nein, Sie müssen zuerst das Gestohlene zurückgeben, ehe sie irgendwelche Hilfe von Gott erwarten können.“

„Das ist sehr hart,“ seufzte er.

„Ja, es ist hart, aber Sie haben es sich selbst zuzuschreiben.“

Der Mann verließ mich nach dieser Unterredung mit schwerem Herzen und traurigem Gesicht. Seine Bürde wurde ihm unerträglich.

Mehrere Tage vergingen. Da kommt er eines Abends in den Sprechsaal und legt ein Couvert in meine Hand, worin sich 950 Dollars und etliche Cents bestanden – seine ganze Barschaft. Er ersuchte mich, das Geld seinen Prinzipalen auszuhändigen, er dürfe nicht selber vor sie treten. So begaben wir uns am anderen Morgen zusammen in das Geschäft. Er wartete vor dem Bureau draußen, während ich hineinging und den Herren das Geld auf den Tisch legte mit der Erklärung, daß es von einem ihrer Angestellten komme. Ich erzählte ihnen die Geschichte und bat, sie möchten Gnade walten lassen, nicht Gerechtigkeit. Tränen rollten über die Wangen der beiden Herren, als sie das vernahmen. „Vergeben sollen wir Ihm?“ sagten sie. „Das wollen wir gerne tun!“ Ich ging hinaus und holte den Angestellten herein. Nachdem er seine Schuld gestanden und Vergebung erhalten hatte, knieten wir im Bureau alle nieder und hatten eine gesegnete Gebetsversammlung. Der Herr war unter uns, und dieses Mannes Buße brachte gute Frucht.

Eine Spezialität der großen Stadt sind ihre dichten Nebel. Wir in Biel wissen zwar auch, was Nebel ist, und beneiden Euch Bewohner der sonigen Jurahöhen, der holden Emmentalerberge und der lichtumflossenen Oberländeralpen um den goldenen Sonnenschein, der in diesen spätherbstlichen Tagen und während des Winters nur ausnahmsweise die düstere Wolke zu durchbrechen vermag, welche unser Seeland überschattet. Aber was ist ein Bieler Nebel verglichen mit einem Londoner Fog? Sonst sind alle Nebel grau, zuweilen sogar mäßig weiß; der echte Londoner Nebel aber ist schwarz wie ein Kohlensack. [Das] kommt auch wirklich daher, daß es in dieser Stadt so viele Kohlensäcke gibt. Lagert sich da der Nebel tagelang über den Häusern und ist so dicht, daß kein Rauch in die Höhe steigen kann, wen wunderts, daß er sich zuerst in ein schmieriges Gelb und schließlich in eine ägyptische Finsternis verwandelt, die man mit Händen greifen kann? Dieser Nebel ist buchstäblich finsterer als bei uns eine stichsackdunkle Neumondsnacht. Man kann am Fuß einer brennenden Straßenlaterne stehen und ist nicht im Stande, das Licht zu sehen; man sieht nicht von einem Haus zum andern über die

Straße weg; ja du vermagst vom Fenster deines Zimmers aus nicht einen einzigen Gegenstand auf der Straße zu unterscheiden, du siehst die Straße selbst nicht einmal, nur Finsternis. Und das nicht etwa bloß des nachts, sondern am „heiterhellen“ Tag. Ich hätte es auch nicht geglaubt, wäre mir nicht beschieden gewesen, an einem Apriltage, näher beim Mai als beim März, um 12 Uhr mittags beim Gaslicht schreiben zu müssen.

Der Unkundige wagt sich an solchen Tagen nicht zum Haus hinaus. Selbst Leuten, die ihren Weg genau kennen, ist's vorgekommen, daß sie bloß hundert Schritte von ihrem Haus entfernt vom Nebel überfallen, die eigene Haustür nicht mehr finden konnten. Das ist kein Spaß, dem der Londoner Nebel ist der Diebe und Räuber Element, wie's im 104. Psalm heißt: „Du machst Finsternis und es wird Nacht, da regen sich alle wilden Tiere.“ An wilden Tieren, die nach dem Raube brüllen oder doch schleichen fehlt's nämlich in der großen Weltstadt, am Mittelpunkt der Zivilisation keineswegs. Man sieht sie nicht bloß im zoologischen Garten, wo sie hinter Schloss und Riegel sind, sondern die gefährlichsten sind die, die man nicht sieht, denn sie verlassen ihre Höhlen nur des Nachts.

Es gibt eben in London nicht nur eine Nacht und Finsternis, die von den schwarzen Nebeln herrührt, sondern die Obrigkeit der Finsternis (Kol 1,13) entfaltet hier eine ganz bedeutende Macht. Die Menschen, welche nur vom Laster und vom Diebstahl leben, zählen hier nach Tausenden und Zehntausenden. Wir wollen da nicht detaillieren; denn was heimlich von ihnen geschieht, ist schändlich, auch nur zu sagen; wer sich für Genaueres interessiert, lese Otto Funkes Buch: „Englische Bilder in deutscher Beleuchtung“; dort insbesondere den Abschnitt: „Die Schandquartiere der Millionenstadt.“ Noch genauer wird man sich über die traurigen Verhältnisse aus dem Buche des „General“ Booth orientieren können: „Im dunkelsten England.“ Genug, daß wir wissen, es ist eine so schauerliche Finsternis vorhanden, die auch die allerenergischsten Versuche, das Licht hineinzubringen, begreiflich macht. Wer die Anstrengungen der englischen Christen, um jeden Preis Licht in das finstere Chaos zu bringen, als „Überspanntheit“ belächelt, kennt eben die Macht der Finsternis nicht, die so „exzentrische“ Bemühungen nötig macht.

Gott sei Dank: „Das Licht scheint in der Finsternis;“ und nicht vergeblich: „denn die Finsternis vergeht und das wahre Licht leuchtet schon.“ Wir haben in der letzten Nummer von einer Beleuchtungsanstalt berichtet, die während unseres Besuches in London trefflich funktionierte – von Moodys Evangelisationsarbeit. Moody ist aber doch am Ende nur ei-

ne Art Komet gewesen, der am Londoner Himmel plötzlich auftauchte, um ziemlich rasch wieder zu verschwinden. So erfolgreich und nachhaltig auch sein kurzes Wirken war, so wird es doch weit übertroffen durch die Wirksamkeit eines anderen Mannes, der während 40 Jahren als ein Stern erster Größe in Londons Finsternis hineingeleuchtet hat. – wir meinen Spurgeon (sprich: Spörtschen). „Er war ein brennendes und scheinendes Licht,“ wie Jesus von Johannes dem Täufer sagt, nur länger wirksam als dieser; auch ein Täufer zwar, aber nicht einer, der auf das Wasser als auf das Heilmittel, sondern wie Johannes auf das Lamm Gottes wies, das der Welt Sünde wegnimmt.

Diesen Mann einmal selbst zu hören, dessen gedruckte Predigten mir schon soviel Gewinn gebracht, war längst mein Verlangen gewesen. Kein Wunder also, daß ich gleich am ersten Sonntag meines Aufenthaltes in London den Weg nach dem „Tabernakel“ unter die Füße nahm. Es war freilich ein weiter Weg. Ich wohnte im Norden der Stadt und das Tabernakel liegt im Süden. Spurgeon, der praktische Mann, hat aber gleich beim Bau dieser seiner Kapelle im Jahre 1860 dafür gesorgt, daß dieselbe von allen Seiten der großen Stadt her leicht zu erreichen ist; er baute sie nämlich ganz in die Nähe einer Hauptstation, wo Eisenbahnen, Omnibusse und Tramlinien sich kreuzen, und die den originellen Namen „Elephant und Castle“ trägt. Wer also zu Spurgeon will, muss nur in einen Omnibus springen, der zum Elephant fährt. Wer aber etwa nicht weiß, wie weit er zu fahren hat, braucht dem Kondukteur nur zu sagen: „Zu Spurgeon“, worauf dieser alsbald verständnissinnig lächelt; denn der große Prediger ist stadtbekannt und überdies bei dem Volk beliebt.

Das Tabernakel steht an einer breiten und belebten Hauptstrasse, doch so, daß es von derselben durch einen geräumigen Vorhof mit eisernem Gitter abgegrenzt ist. Einer Kirche nach unseren Begriffen gleicht es nicht, eher einem Theater oder einem altgriechischen Tempel. Eine Halle, von sechs korinthischen Säulen getragen, bildet die Front. Die großen Fenster sind von gewöhnlichem Glas, nur zur Erhellung des gewaltigen Raumes berechnet, nicht zum Schmuck. Nach außen ein längliches Viereck bildend, ist das Gebäude inwendig oval, so daß in den Ecken die breiten Galerietreppen außerhalb des Predigtsaales angebracht werden konnten. Zwei Galerien übereinander laufen inwendig um das ganze Haus herum. Die Bänke auf denselben sind so gestellt, daß jeder Zuhörer den Prediger sehen kann, d.h. sie sind amphietheatralisch hintereinander aufgeschichtet. Eine Kanzel ist nicht vorhanden, sondern im hinteren Teil des Gebäudes springt die erste Galerie in einem Halbkreis terrassen-

förmig vor; so steht der Prediger an dem eisernen Geländer neben ihm ein kleines Tischchen auf dem die Bibel liegt und die Uhr. Hinter ihm im Halbkreis sitzen auf gepolsterten Stühlen die Ältesten der Gemeinde, ehrwürdige, meist ergraute Männer, die niemals durch Abwesenheit glänzen, wie gewisse Kirchenvorsteher anderwärts. Unterhalb dieser Plattform befindet sich noch eine niedrigere, wo die größeren Kinder aus Spurgeons Waisenanstalt sitzen und außerdem ein Schreiber, der jedes vom Prediger gesprochene Wort stenographisch niederschreibt. Daraus werden dann die gedruckten Predigten, die nun seit 38 Jahren wöchentlich in ununterbrochener Reihenfolge erschienen sind. Ihre Zahl beläuft sich bereits auf 2.300; es sollen aber noch genug nachgeschriebene Vorträge vorhanden sein, um die Welt noch auf weitere 10 Jahre hinaus mit neuen Predigten von Spurgeon zu versorgen.

Spurgeons Predigten sind des Druckens wert; das beweist uns schon, wenn wir sonst nicht wüssten, die große Zuhörerzahl, welche von den mündlichen Vorträgen angezogen wird. Das Tabernakel hat 5.500 Sitzplätze und weitere 500 Personen finden außerdem bequem in den Gängen Platz. Während mehr als 30 Jahren, da Spurgeon in diesem Raum predigte, war derselbe sonntäglich zweimal bis auf den letzten Stehplatz angefüllt. Dieser große Zudrang machte besondere Vorsichtsmaßregeln nötig. Das Tabernakel hat etwa 20 Ausgänge, so daß es in kurzer Zeit entleert werden kann. Beim Eingang aber muss der Besucher eine Eintrittskarte vorweisen, die er sich eben irgendwie vorher zu verschaffen hat. Alle Sitzplätze sind nämlich vermietet für das ganze Jahr, wie dies in den englischen Freikirchen überall [ge]bräuchlich ist. Aus dem Ertrag der Miete wird der Gehalt des Predigers und der Unterhalt des Gebäudes bestritten. Nun war Spurgeons Gemeinde mit der Zeit zu einer Zahl von 5.500 Mitgliedern angewachsen, welche Zahl wohl in der Gegenwart nirgends von einer freien Gemeinde erreicht worden ist. Man verstehe wohl, daß hierbei nicht etwa die Verstorbenen und Ausgetretenen mitgerechnet sind, sondern die aktive Mitgliederzahl ist so groß. Und zwar gehört dieser Gemeinde niemand durch Geburt an, wie den landeskirchlichen Gemeinden. Jedes einzelne Mitglied wird persönlich in dieselbe aufgenommen und zwar auf Grund eigener, freier Entscheidung. Weitaus die größere Zahl der Gemeindeglieder sind direkte Früchte von Spurgeons Arbeit. Unter jeder Predigt dieses von Gott so hochbenedigten Mannes fanden Bekehrungen statt, und die Bekehrten schlossen sich zum größten Teil der Gemeinde an. Um diesen Erfolg zu erklären, muss man nicht vergessen, daß die Gemeindeglieder selbst im Gewinnen von See-

len tätig sind. Sie nehmen sich der durch die Predigt Erweckten an und bringen immer neue Zuhörer mit, wozu ihnen eben die genannten Eintrittskarten treffliche Dienste leisten.

Die Eintrittskarte berechtigt freilich noch nicht dazu, daß man ins Tabernakel eingelassen, sich nun sofort auf den nächstbeliebigen Sitz niederlassen darf. Nein, hier muss du Fremdling stehend warten bis 5 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes. Bis zu diesem Zeitpunkt haben nämlich die Mieter der Sitze das alleinige Recht auf dieselben. Der Morgengottesdienst beginnt Punkt 11 Uhr. Genau 5 Minuten vor dem Stunden-schlag läutet es auf einer kleinen Glocke in einer Ecke des Tabernakels. Nun tritt eine Bewegung ein in dem Saal. Alle fremden Besucher, die bisher in den Gängen stehend gewartet haben, nehmen jetzt die vakanten Sitze in Beschlag; zudem öffnen sich nun alle Türen und die draußen harrende Menge solcher, die ohne Eintrittskarten gekommen sind, ergießt sich in einem breiten Strom in die Gänge hinein. In der Zeit von 5 Minuten ist jeder Platz besetzt. Wir befinden uns auf der ersten Galerie, nicht weit von der Plattform des Predigers. Von da aus überschauen wir das ganze Völkermeer zu unseren Füßen. Etwas Ähnliches haben wir nie gesehen. Hier könnte man buchstäblich auf den Köpfen laufen; es ist auch nicht eine Lücke geblieben.

Punkt 11 Uhr tritt eine große Stille ein, die Tür im Hintergrund des Gebäudes auf der ersten Galerie öffnet sich, und herein tritt ein nahezu 50-jähriger Mann in gewöhnlicher schwarzer Kleidung – ohne Ornat – gefolgt von etlichen Herren. Diese nehmen auf den obenerwähnten Polsterstühlen der Plattform Platz, während der Prediger sich auf den Fauteuil neben den Tischchen niederlässt, auf welchem die Bibel liegt. Einige Augenblicke verharrt er sitzend in stillen Gebet, die Hände auf seine Knie gestützt. Dann steht er auf und sagt: „Lasst uns beten!“ Während die Versammlung sitzend das Haupt neigt, spricht er ein ganz kurzes Gebet. Hierauf wird aus dem eigenen Gesangbuch der Gemeinde (Our own hymn book) ein Lied verlesen. Der Vorsänger, ein langer, hagerer Mann tritt vor, und jetzt steht die ganze Gemeinde auf. Der Prediger sagt jeden der vierzeiligen Verse noch einmal vor, bevor er gesungen wird, und nun wird der Gesang ohne irgendwelche Orgelbegleitung von dem Vorsänger angestimmt. Schön ist derselbe für unsere Begriffe allerdings nicht; wir gestehen, die kreischende Stimme des Vorsängers hat uns das erste Mal ein Lächeln entlockt; aber lebendig ist der Gesang, wie der ganze Gottesdienst. Ein ganzes Lied wird so gesungen. Dann setzt sich die Versammlung wieder, und der Prediger schlägt die Bibel auf.

Es ist Sonntag nach Ostern. Obgleich die Baptisten durchaus keine Rücksicht auf das Kirchenjahr nehmen, richtet sich Spurgeon doch zuweilen in der Wahl seines Textes nach den Festzeiten. Heute verliest er das 11. Kapitel im Ev. Johannis Vers 1-47: die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Bibellektion bildet einen wesentlichen Teil des englischen Gottesdienstes in allen Landes- und Freikirchen. In der englischen Staatskirche sind die zu verlesenden Abschnitte auf einen jeden Sonntag vorgeschrieben; Spurgeon ist frei. Seine Freiheit gebraucht er aber dazu, daß er den betreffenden Abschnitt nicht bloß verliest, sondern zugleich einen jeden verlesenen Vers mit einer kurzen, treffenden Erklärung oder Anwendung versieht. So erinnere ich mich, daß er beim 3. Vers des angegebenen Kapitels, da wo es heißt: „Siehe, Herr, den du lieb hast, der liegt krank,“ innehielt und bemerkte: „Die Geliebten des Herrn können auch krank werden;“ welche Bemerkung mir damals von besonderem Wert war, da ich eben in London mit Leuten zusammentraf, welche lehrten, die Kinder Gottes sollten nicht mehr krank werden. Diese einzige, auf die Schrift gegründete Bemerkung des erfahrenen Mannes, erwies die Unhaltbarkeit jener Theorie aufs deutlichste.

Die Bibellektion dauerte in dieser Weise etwa 20 Minuten; nun kam wieder ein Gesang und hierauf das eigentliche gottesdienstliche Gebet. Dasselbe dauert 10-15 Minuten und wird von Spurgeon frei und aus dem Herzen gesprochen; es ist durchaus nicht zu lang, da man ja sitzen bleibt. Denken wir an die mannigfaltigen Bedürfnisse einer so großen Gemeinde mit allen ihren vielen Werken, die sie unterhält, als; das Predigerseminar, die Waisenanstalt, eine Traktat- eine Evangelisations-Gesellschaft etc., - begreifen wir, daß der Hirte viel auf seinem priesterlichen Herzen hat. Nach diesem Gebet folgt wieder stehend ein Gesang. Jetzt ist's nahezu 12 Uhr; der Gottesdienst hat schon fast eine Stunde gedauert; aber die Hauptsache steht erst noch bevor. die Predigt. Bei uns sehen die lieben Zuhörer schon ängstlich nach der Uhr; in England aber ist man lange Gottesdienst gewöhnt.

Kein Mensch denkt daran, die Kapelle jetzt zu verlassen, sondern nun erst setzt man sich erwartungsvoll hin, um den Text zu hören. es ist nicht gesagt, daß er in dem schon verlesenen Kapitel enthalten sei; oft nimmt der Prediger ihn aus einem ganz anderen Zusammenhang als aus der Lektion. Doch heute verliest Spurgeon ihn aus demselben 11. Kapitel des Johannes. „Mein Text,“ sagt er, „steht im 43. und 44. Vers und lautet: Und als Jesus das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an

Händen und Füßen und sein Angesicht mit einem Schweißtuch verhüllt; Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf und lasset ihn gehen!“

Die Predigt, die Spurgeon damals, am 20. April 1884, über diesen Text gehalten hat, liegt vor mir, genau wie ich sie gehört habe; denn am folgenden Donnerstag konnte man sie schon gedruckt kaufen zu 10 Cts. das Stück, und ich habe sie seitdem sorgfältig aufgehoben. Sie dauerte, wie alle seine Predigten 3/4 Stunden, so daß der ganze Gottesdienst 1 3/4 Stunden in Anspruch nahm. Gesungen wird nach der Predigt nicht mehr, auch kein Gebet gesprochen. Nach dem „Amen“ folgt nur noch der apostolische Segen und damit wird die Gemeinde entlassen. „Auch nicht dumm,“ habe ich mir sagen müssen, „wie noch so vieles, was die oft geschmähten Engländer tun; daß man die Leute gerade mit dem durch die Predigt enthaltenen Eindruck entläßt, ohne denselben noch durch ein oft genug gedankenlos gesungenes Lied zu verwischen, oder durch ein endloses Schlussgebet zu entkräften, hat gewiß viel für sich, wenn wirs nun auch einmal anders gewohnt sind“

Übrigens ist mit der Predigt doch noch nicht alles vorbei. Ein großer Teil der Gemeinde, an die 1.000 Personen, versammeln sich gerade nachher noch im Souterrain des Tabernakels, das mehrere geräumige Säle enthält und feiern dort allsonntäglich das heilige Abendmahl. es geht dabei sehr einfach und lieblich zu. Spurgeon setzt sich mit seinen Ältesten auf einen erhöhten Platz um einen Tisch. Ohne lange Liturgie, die es in diesen Gemeinden gar nicht gibt, verliest er einige Schriftworte und fordert dann einen der Ältesten zum Dankgebet auf. Darauf genießt er zuerst mit den Ältesten, während sie um den Tisch herum sitzen, das Mahl; hierauf tragen diese Brot und Wein in der Versammlung herum, und jeder nimmt das heilige Mahl stillsitzend an seinem Platz; zwischenhinein wird ein Lied gesungen oder Spurgeon spricht ein gutes Wort. Alles geht da so frei und ungezwungen zu mit Vermeidung aller überflüssigen Zeremonien. es herrscht ein so freundlicher, fröhlicher Geist. Freude im Herrn ist der Grundton, der die kurze, aber herzliche Feier durchdringt.

Zuweilen findet diese Abendmahlsfeier auch nach dem Abendgottesdienste statt, der um 6 ½ Uhr gehalten wird in ähnlicher Weise wie der geschilderte Morgengottesdienst, nur mit dem Unterschied, daß die Abendpredigt mehr auf die Unbekehrten Rücksicht nimmt, während die Morgenpredigt der Erbauung der Gläubigen gewidmet ist. Doch kehrt Spurgeon auch sehr oft diese Ordnung um und predigt am Morgen den Unbekehrten, je nachdem es eben der Text mit sich bringt, der ihm aufs Herz gelegt wird; denn in der Textwahl bekennt er sich durchaus abhän-

gig vom Heiligen Geist, wie natürlich auch in der Predigt; nur soll man daraus nicht schließen, als hätte er seine Predigten nicht vorbereitet. Die Fähigkeit, aus dem Stegreif zu reden, besaß er in hervorragendem Maß; aber er hat sie nur erlangt und bewahrt durch unausgesetztes Studium, sonst wäre er zum Schwätzer geworden wie so viele andere, die sich nur auf die augenblickliche Eingebung des Geistes verlassen wollen. Man lese darüber seien trefflichen „Vorlesungen an die Studenten“ nach, besonders was er in der 6. und 10. Vorlesung sagt.

Außer den Sonntagsgottesdiensten findet am Montag Abend in dieser Gemeinde eine gutbesuchte Gebetsversammlung statt und am Donnerstag Abend eine Wochenpredigt, die zwar das Tabernakel nicht füllt, aber doch 2.000-3.000 Personen vereinigt.

Wie wir unseren Lesern in der Märznummer mitgeteilt haben, ist Spurgeon am 31. Januar d.J. nach langer, schmerzlicher Krankheit aus einer irdischen Gemeinde in die himmlische abberufen worden. An seiner Stelle steht nun ein, wie es scheint ähnlich begabter Mann, ein Amerikaner namens Pierson, ein Doktor der Theologie – ein Titel, den eigentlich auch Spurgeon verdient hätte, den anzunehmen er aber zu bescheiden gewesen wäre.

Für diesmal erlaubt uns der Raum weitere Mitteilungen nicht mehr über den interessanten Mann. Wer sein Leben und Wirken genauer kennen lernen will, den verweisen wir auf die kürzlich erschienene beste Biographie desselben aus der Feder seines Freundes Schindler. Das Buch trägt den Titel: „Ein Fürst unter den Predigern“ und kann bezogen werden durch das Bureau der Evangelischen Gesellschaft in Bern, sowie durch jede christliche Buchhandlung. Die oben erwähnte Predigt über die Auferweckung des Lazarus hoffe ich meinen Lesern zugänglich machen zu können, sowie auch weitere Mitteilungen über den Mann, der sie gehalten hat, im künftigen Jahrgang noch möglich sind. Vom „Besuch in London“ wäre noch allerlei zu sagen; so habe ich z.B. noch gar nichts über die „Heilsarmee“ geschrieben, von der ich doch auch etwas gesehen habe. Item, Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden, und London wird nicht in drei Aufsätzen fertigbeschrieben.

Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#) entnommen. Hier sind zu-
meist auch die Quellangaben zu finden.

Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Diese Bücher sind nicht für den Verkauf, sondern für die kostenlose Weitergabe gedacht. Es kommt jedoch immer wieder zu Fragen, ob und wie man die Arbeit der Glaubensstimme finanziell unterstützen kann. Glücklicherweise bin ich in der Situation, dass ich durch meine Arbeit finanziell unabhängig bin. Daher bitte ich darum, Spenden an die **Deutsche Missionsgesellschaft** zu senden. Wenn Ihr mir noch einen persönlichen Gefallen tun wollt, schreibt als Verwendungszweck „Arbeit Gerald Haupt“ dabei – Gerald ist ein Schulkamerad von mir gewesen und arbeitet als Missionar in Spanien.

Spendenkonto: **IBAN:** DE02 6729 2200 0000 2692 04,
BIC: GENODE61WIE

Alternativ bitte ich darum, **die Arbeit der Landeskirchlichen Gemeinschaft Schlossplatz 9 in Schwetzingen zu unterstützen**. Die Landeskirchliche Gemeinschaft „Schlossplatz 9 in Schwetzingen ist eine evangelische Gemeinde und gehört zum Südwestdeutschen Gemeinschaftsverband e. V. (SGV) mit Sitz in Neustadt/Weinstraße. Der SGV ist ein freies Werk innerhalb der Evangelischen Landeskirche. Ich gehöre dieser Gemeinschaft nicht selber an, und es gibt auch keinen Zusammenhang zwischen der Gemeinde und der Glaubensstimme, doch weiß ich mich ihr im selben Glauben verbunden.

LANDESKIRCHLICHE GEMEINSCHAFT „SCHLOSSPLATZ 9“
68723 SCHWETZINGEN

Gemeinschaftspastor: M. Störmer, Mannheimer Str. 76,
68723 Schwetzingen,

IBAN: DE62 5206 0410 0007 0022 89
Evangelische Bank eG, Kassel

Andreas Janssen
Im Kreuzgewann 4
69181 Leimen

Natürlich suche ich immer noch Leute, die Zeit und Lust haben, mitzuarbeiten - wer also Interesse hat, melde sich bitte. Meine Email-Adresse ist: webmaster@glaubensstimme.de. Insbesondere suche ich Leute, die Texte abschreiben möchten, bestehende Texte korrigieren oder sprachlich überarbeiten möchten oder die Programmierkenntnisse haben und das Design der Glaubensstimme verschönern können.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Schlachter, Franz Eugen - Der Tod Moses	2
Die erste Sabbatfeier im Paradies	5
Jesus liebt uns ganz gewiss	9
"Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre, um Deiner Gnade und Wahrheit willen!"	12
Was an einem Sonntag verloren gehen kann.	14
Herodes I., genannt der Große	16
Ein Besuch in London	46
Quellen:	74